

Editorial

von Karlheinz Weißmann

„Auschwitz“ ist eine Chiffre, eine Chiffre für die deutschen Untaten im 20. Jahrhundert. Insofern hat es seine Plausibilität, wenn der 27. Januar, der Tag der Befreiung des Konzentrationslagers, dem Gedenken an die Opfer der nationalsozialistischen Gewaltherrschaft gewidmet ist. Aber der Vorgang der Befreiung selbst wirkt eigentümlich blaß. Es fällt schon auf, daß es keine präsentablen Bilder gibt. Was hat man sich darunter vorzustellen, daß die Rote Armee das KZ befreite?

Bei der Arbeit an dem Band mit Quellen und Zeitzeugenaussagen zum Kriegsende, der in diesem Frühjahr bei der Edition Antaios erscheint, bin ich auf zwei verstörende Informationen gestoßen: Den Bericht einer Frau aus Liegnitz, die erzählt, daß Mädchen, die in Auschwitz gefangen gewesen waren, noch in Sträflingskleidung durch ihre Stadt kamen und entsetzt vom Verhalten der Rotarmisten berichteten. Viele weibliche Gefangene seien von ihnen vergewaltigt worden, manche habe man gefesselt und immer wieder mißbraucht. Der andere Hinweis war ein kursorischer in einem Text über polnische Lager, die nach Kriegsende für Deutsche eingerichtet wurden. Da heißt es, im Lazarett des Lagers Auschwitz seien zwischen Mitte Mai und August 1945 etwa 1000 Deutsche an den Folgen der Haft gestorben.

Es wird sich jemand finden, der das Gesagte als Exkulpation versteht, aber so ist es nicht gemeint. Es geht nicht darum, eine Schuld gegen eine andere zu „verrechnen“. „Verrechnung“ ist ein kaufmännischer Begriff und bezeichnet den Ausgleich von Außenständen. Derlei ist mit materiellen Gütern möglich, nicht mit Menschenleben. Es geht nicht um Entschuldung, aber um ein wirklichkeitstreuere Bild der Geschichte. Dazu ist, wenn nicht „Verrechnung“, so doch „Relativierung“ nötig. Eine Relation ist eine Verbindung, und es gehört zu den wichtigsten Aufgaben des Historikers, Verbindungen zwischen Ereignissen herzustellen. Wer das „Relativieren“ verbieten will, hat entweder diese Aufgabe nicht verstanden, oder will nur Verbindungen gelten lassen, die in seine Vorstellung passen und andere von der Beachtung ausschließen. Das ist ein übliches Verfahren in der Geschichtspolitik, aber gleichwohl unredlich. Wer etwa meint, die Vertriebenen seien „Hitlers letzte Opfer“ oder erklärt, die Vertreibungen hätten mit dem Auswanderungsdruck auf die deutschen Juden seit 1933 begonnen, dem muß man entgegenhalten dürfen, daß die ersten Vertreibungen im Zusammenhang mit dem Kriegsende von 1918 standen und schon im Elsaß, in Westpreußen und Posen zur Flucht oder zur Abdrängung einiger hunderttausend Menschen führten.

Über diesen historischen Zusammenhang läßt sich wie über die meisten anderen mit guten Gründen streiten. Die schlechteren Gründe sind regelmäßig die ideologischen, aber deren Einwirkung ist unvermeidlich, so unvermeidlich, wie ihre moralische Verkleidung. Das hat angesichts der politischen Kräfteverhältnisse in Deutschland dazu geführt, daß sich das Bild der nationalen Vergangenheit immer weiter verdüsterte und mit einer gewissen Konsequenz im Zusammenbruch von 1945 eine „Befreiung“, nicht nur von Hitlers Regime, sondern überhaupt von der Last der eigenen Identität gesehen wurde. Die Kräfte, die dieser Tendenz zu widerstehen suchten, wurden im Laufe der Zeit immer schwächer. Wenn man jetzt den Eindruck gewinnt, als ob sich eine Gegenbewegung bemerkbar macht, dann geht das vor allem auf den wachsenden Unwillen über die Stereotypen im Verständnis der deutschen Geschichte zurück. Historische Ereignisse sind nicht aus sich selbst heraus verständlich und sie sind nicht eindeutig. Das betrifft auch und gerade den 8. Mai 1945.

Autorenportrait Margret Boveri

von Karlheinz Weißmann

„Schön ist sie nicht. Klein, dick, mit Brille, wohl etwa 50 Jahre alt, mit schon recht viel Falten um die Mundpartie, was ihr ein etwas krötenhaftes Aussehen gibt. Wenn sie spricht und lächelt, hat sie aber einen gewissen Charme. Große innere Lebhaftigkeit bei einem etwas unbeweglichen Äußeren. Und sie weiß genau, was sie will.“ Diese Sätze hat Margret Boveri einige Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg geschrieben, um ihr eigenes Wesen zu charakterisieren. Zu dessen wichtigsten Zügen gehörte neben Zielstrebigkeit und Intelligenz etwas Unweibliches, ein sich früh abzeichnender Mangel – nicht nur an Attraktivität – sondern auch an Weichheit. Das Männliche an ihr erklärt viel von dem Respekt, den ihr Männer zollten, auch und gerade konservative Männer. Arnold Gehlen rechnete sie mit Ariadne zu den „Damen, die in den Labyrinthen Bescheid wissen“.

Margret Boveri wurde am 14. August 1900 in Würzburg geboren. Sie gehörte damit zur letzten Generation, die das „alte Europa“ bewußt wahrgenommen hat. Ihre Schilderungen der Vorkriegszeit zeichnen durchaus das Bild einer bürgerlichen Idylle. Dabei waren die häuslichen Verhältnisse nicht im engeren Sinne konventionell. Der Vater, Theodor Boveri, hatte einen Lehrstuhl für Biologie an der Universität Würzburg inne, pflegte aber auch musische Neigungen. Die Mutter Marcella war Amerikanerin. Als Ausländerin hatte man ihr – anders als den deutschen Frauen dieser Zeit – das Studium ermöglicht; sie war, was man schon damals „emanzipiert“ nannte und gehörte als *Vassar Girl* zu den Absolventinnen des berühmten Vassar Colleges für Mädchen, aus dem eine große Zahl bedeutender Amerikanerinnen hervorgegangen ist. Margret Boveri hat ihrer Mutter die „Emanzipation“ gedankt, auch wenn das Verhältnis immer gespannt war. Das hing mit der Verschiedenheit von Temperament und Interesse zusammen, vor allem aber damit, daß der geliebte Vater früh verstarb und die beiden Frauen während des Kriegs und Nachkriegs aufeinander angewiesen blieben. Nach Margret Boveri gab es außerdem eine objektive Ursache für die Konflikte: Die Mutter erschien ihr als „Verkörperung des

„Ich möchte schreiben und schreiben“. Margret Boveri – Eine deutsche Journalistin. Ausstellungskatalog der Staatsbibliothek Preussischer Kulturbesitz, Berlin 2000.

Amerikanischen“, das sie ablehnte, obwohl oder weil es auch einen Teil ihres Wesens ausmachte: pragmatisch, positivistisch, methodisch, ohne Muße.

Der Ausbildungsgang bis zum Abitur war für ein Mädchen in der ausgehenden wilhelminischen Epoche immer noch schwierig. Nur auf Umwegen erreichte Margret Boveri schließlich die Reifeprüfung an einem Realgymnasium. Sie nahm 1921 ein Studium der Germanistik, Anglistik und Geschichte in Würzburg auf. Unter dem Druck der Mutter trat sie nach dem Ersten Staatsexamen in das Referendariat ein; ihre fragmentarischen Erinnerungen enthalten einige erhellende und zeitlose Bemerkungen über diese Ausbildungsphase künftiger Schulmeister („Hier wurden wir zum Lügen erzogen“). Daß sie sich als Pädagogin nicht eigne, hat sie von Anfang an gewußt und nach dem Zweiten Staatsexamen das Studium der Geschichte in München bei Hermann Oncken fortgesetzt; 1932 wird sie mit einer Untersuchung über Edward Grey und das *Foreign Office* promoviert; nach ihrer Einschätzung eine „reine Fleißarbeit“.

Das vitale Interesse Margret Boveris an Geschichte und Außenpolitik entsprach nicht nur nicht den Erwartungen ihrer Mutter, es paßte überhaupt nicht zu den allgemeinen Vorstellungen von geistiger Beschäftigung, die man bei einer Frau vermutete. Es war ein glücklicher Umstand, der sie im Journalismus rasch ein geeignetes Berufsfeld und einige Mentoren wie Paul Scheffer und Benno Reifenberg finden ließ. Es war ein unglücklicher, daß der Beginn ihrer Laufbahn mit der Errichtung des nationalsozialistischen Regimes zusammenfiel, das die Pressefreiheit Stück für Stück beschnitt. Margret Boveri war keine Parteigängerin Hitlers oder seines Regimes. Als sie 1934 Redakteurin des *Berliner Tageblatts* wurde, zeigte allein diese Wahl ein erhebliches Maß an opponierender Haltung. Das *Tageblatt* war zwar einem dauerhaften Verbot entgangen, galt aber wegen seiner liberalen Ausrichtung als „Judenzeitung“. Sie hat später in ihrem Buch *Wir lügen alle – Eine Hauptstadtzeitung unter Hitler* das eigentümliche, für die Nachgeborenen nie ganz verständliche Taktieren und Lavieren beschrieben, das es diesem und anderen bürgerlichen Blättern möglich machte, noch einige Zeit zu überstehen, ohne die Prinzipien sachlicher Berichterstattung ganz zu verraten.

Als Margret Boveri das *Tageblatt* 1937 verließ, geschah das bezeichnenderweise aus Protest gegen den Anpassungskurs der Herausgeber. Zwei Jahre arbeitete sie als Lektorin des Atlantis-Verlags, dessen gleichnamige Zeitschrift vor allem Reiseberichte brachte. Die Tätigkeit lag ihr insofern, als Reisen zu ihren großen Leidenschaften gehörte. Sie hatte schon in den zwanziger Jahren einige Zeit in Italien gelebt und 1932/33 eine abenteuerliche Fahrt mit eigenem Wagen durch Spanien und Nordafrika unternommen, 1935/36 bereiste sie im Auftrag des *Tageblatts* Griechenland, Malta, Ägypten und den Sudan.

Die dabei gesammelten Eindrücke verband sie mit allgemeinen politischen und historischen Reflexionen in ihrem ersten Buch, das 1936 unter dem Titel *Das Weltgeschehen am Mittelmeer* bei Atlantis herauskam. Es war überraschend erfolgreich und Margret Boveri übertrug das Konzept mit kleinen Abwandlungen auch auf ihre beiden folgenden Bücher: *Vom Minarett zum Bohrturm* (1938) und *Ein Auto, Wüsten, blaue Perlen* (1939). Mittlerweile hatte sie den Atlantis-Verlag wieder verlassen und eine Stelle als Redakteurin der *Frankfurter Zeitung* (FZ) angetreten. Im Mai 1939 ging sie auf eigenen Wunsch als Korrespondentin nach Stockholm, das sie bald unerträglich langweilig fand. Es folgte die Versetzung nach New York im Oktober 1940, die sie trotz des Kriegsbeginns zu einer Weltreise nutzte: von Berlin über Moskau, dann mit der Transsibirischen Eisenbahn bis nach Mandschukuo, über Korea nach Japan, von dort mit dem Schiff in die USA.

Daß eine derartige Reise noch möglich war, hatte mit der besonderen militärischen Lage zu tun, die sich so aber nur bis zum Sommer 1941 hielt. Im Dezember des Jahres, nach dem Kriegseintritt der USA, wurde Margret Boveri in New York verhaftet und interniert, dann ausgewiesen und im Mai 1942 nach Europa zurückgeschickt. Allerdings ging sie nicht nach Deutschland, sondern blieb als Korrespondentin der *Frankfurter Zeitung* für England und Amerika in Lissabon. Erst nach dem Verbot der FZ im August 1943 und einem kurzen Zwischenspiel an der deutschen Botschaft in Madrid trat sie endgültig den Heimweg an.

Heike Görtemaker: *Margret Boveri. Ein deutsches Leben*, München 2005.

Günther Gillissen: *Auf verlorenem Posten. Die Frankfurter Zeitung im Dritten Reich*, Berlin 1986.

Sie tat das sehenden Auges, weil sie den Untergang – nicht nur des Regimes, sondern Berlins und Preußens – als Zeugin miterleben wollte. Allerdings war mit der *Frankfurter Zeitung* die letzte jener journalistischen „Enklaven“ verschwunden, in denen sie bis dahin gelebt hatte. Seit dem März 1944 arbeitete Margret Boveri deshalb nur noch als freie Mitarbeiterin für verschiedene Blätter, unter anderem für *Das Reich*. Joseph Goebbels hatte sie von Anfang an für dieses Prestigeobjekt des Propagandaministeriums, eine Qualitätszeitung ohne allzu enge ideologische Bindung, zu gewinnen versucht, allerdings ohne Erfolg. Jetzt erst sah sie in dem Spielraum, den *Das Reich* bot, eine Zufluchtsmöglichkeit. Illusionen über den Fortgang der Dinge erlaubte sie sich nicht, aber gerade das Wissen um die bevorstehende Katastrophe hat zum Gefühl einer besonderen Verbundenheit mit dem Schicksal Deutschlands beigetragen.

Es wiederholte sich bei Margret Boveri in gewisser Weise derselbe Vorgang wie nach der Niederlage von 1918. In einem patriotischen Reflex hatte sie sich damals dem „Deutschnationalen Jugendbund“ angeschlossen; sie bedauerte den Schritt kurz darauf wegen des Antisemitismus auf der Rechten, aber an der prinzipiellen Richtigkeit ihrer Entscheidung zweifelte sie nicht. Noch im Desinteresse an innenpolitischen Fragen und der prinzipiellen Skepsis gegenüber der Weimarer Republik, schließlich in der vorsichtigen Sympathie für den Kommunismus – sie sprach von einem „Sog“, den diese Ideologie seit Beginn der dreißiger Jahre ausgeübt habe – blieb immer die Vorstellung selbstverständlich, daß die Nation die staatliche Ordnung vorgebe. Ihre Einstellung gegenüber Hitler war denn auch maßgeblich davon mitbestimmt, daß sie ihn für unfähig hielt, die Deutsche Frage zu lösen. Es fehlte aus ihrer Sicht an Maß und historischer Orientierung. Darum rechnete sie seit dem Beginn der vierziger Jahre, vor allem nach der Wendung gegen die Sowjetunion, mit einer Katastrophe. Allerdings erschien ihr die Entwicklung nicht als Ergebnis eines kollektiv schuldhaften Handelns, sondern als Folge tragischer Verstrickung, fehlerhafter Entscheidungen und inkompetenter Führung.

Seit ihrer Rückkehr beschäftigte Margret Boveri vor allem das Problem, wie Deutschland nach dem Zusammenbruch wieder aufgebaut werden könnte. Dabei suchte sie die Lösung in einer Richtung, die man kaum als naheliegend betrachten wird. Sie selbst hat später davon gesprochen, daß sie in dieser Zeit mit dem „Liberalismus“ gebrochen habe. Entscheidend dafür war die Lektüre von Ernst Jüngers *Arbeiter*: „eine ungeheuerliche, in Erfüllung gegangene Prophetie“. Die Beschäftigung mit Jünger, aber auch der Kontakt zu Männern aus dem Kreisauer Kreis und der jüngeren Generation der Verschwörer des 20. Juli führten bei ihr – nachträglich – zur Begegnung mit dem Gedankengut der Konservativen Revolution. Es war eine Annäherung, die vor allem auf intellektueller Affinität beruhte, Konsequenz der Feindschaft gegenüber der Massengesellschaft, die auch Hitler hervorgebracht hatte, Ergebnis der Orientierung an der Nation und deren Identität sowie der Vorstellung von einem deutschen Weg zwischen Ost und West.

Margret Boveri glaubte nicht, daß eine selbstbestimmte deutsche Politik in nächster Zukunft möglich sein werde, aber sie dachte in langen Fristen. Sie blieb ganz bewußt in Berlin und hat von den letzten Kämpfen, dem Zusammenbruch und den Umständen der sowjetischen Besetzung in ihrem Buch *Tage des Überlebens* beredtes Zeugnis abgelegt. Es fehlt der Darstellung nicht an Skurrilitäten, manchmal wird auch ein merkwürdiges Genießen des Ausnahmezustands spürbar, aber es dominiert doch das Furchtbare, der Schrecken, der Hunger, die Vergewaltigungen. In vielem ist ihre Darstellung ver-

gleichbar dem Tagebuch einer anderen Berlinerin, der Anonyma, deren Erinnerungen Hans Magnus Enzensberger herausgegeben hat.

Margret Boveri zögerte lange mit der Veröffentlichung von *Tage des Überlebens* – das Buch erschien erst 1968 – weil sie sich Sorgen um die politische Wirkung machte. Ihrer Meinung nach mußte eine weitere Verschärfung des Kalten Krieges verhindert werden. Sie vertrat diese Auffas-



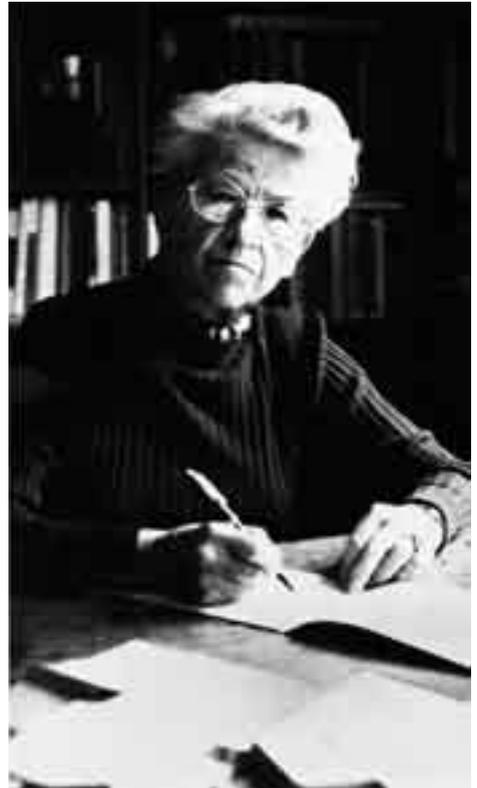
Umschlag der *Amerikafibel*, 1946

sung nicht, weil sie ein zu positives Bild der Sowjetunion hatte oder eine Entspannung zwischen den Blöcken um jeden Preis wünschte, sondern weil sie befürchtete, daß jede Eskalation der Feindseligkeiten zwischen Ost und West für das geteilte Deutschland nachteilige Folgen haben würde. Dem relativen Wohlwollen gegenüber der Sowjetunion entsprach eine außerordentlich kritische Haltung gegenüber den Vereinigten Staaten. Diese Reserve hatte Tradition, war schon in dem Verhältnis zur Mutter spürbar gewesen, dann in der wiederholten Ablehnung des Vorschlags, in die USA zu übersiedeln und schließlich auch in der Berichterstattung über amerikanische Politik zu Beginn der vierziger Jahre, die zwar nicht auf NS-Linie lag, aber erhebliche Vorbehalte gegenüber Washington deutlich werden ließ.

Margret Boveri hat die Gründe ihres „Antiamerikanismus“ auf durchaus amüsante Weise in einer *Amerika-Fibel* zusammengefaßt. Daß das Büchlein 1946 in der französischen Zone erscheinen mußte und in der amerikanischen verboten wurde, konnte keine Überraschung sein. Denn ihr „Versuch Unverstandenes zu erklären“, enthielt so viele offene und versteckte Angriffe, daß sich die US-Militärverwaltung provoziert fühlen mußte. Margret Boveri zeichnete einen bestimmten Typus, nicht ohne Einfühlung, aber mit deutlicher Reserve. Sie präsentierte ihn dem deutschen Publikum vor erfolgreicher Verwestlichung und baute darauf, daß nur übernommen werde, was sich lohne. Sie warnte vor der Neigung des Amerikaners, den raschen Wechsel zu feiern, analysierte die Ursache seines Selbst- und Sendungsbewußtseins, das den Optimismus einerseits, den Glauben an die unbegrenzte Erzieh- und Umerziehbarkeit der Menschen andererseits speise. Im abschließenden Kapitel begründete sie noch einmal ihre prinzipiellen Vorbehalte, die im Verhältnis zum „Ding“ begründet lägen. Ihrer Auffassung nach war die Welt für die Amerikaner voll und übervoll mit Dingen, die sie als Sachen verstanden, die Reichtum ausmachten, sich nützlich oder unnützlich erwiesen. Man löste sich von ihnen schnell. Anders die europäische, vor allem die deutsche Sichtweise, die dem Besitz immer auch eine geistige Dimension abzugewinnen suchte. Das betraf vor allem das Haus, das von einer Generation auf die andere vererbt wurde, während der Amerikaner eine Art komfortables Nomadentum bevorzugte und das Haus ebenso schnell wieder aufgab wie er es bezogen habe. Margret Boveri zitierte in dem Zusammenhang Oswald Spengler und Rainer Maria Rilke, aber sie verharnte nicht in kulturkritischem Pessimismus. Sie glaubte an die Möglichkeit eines neuen Anfangs, auch bewirkt durch die „Regenerationskraft der wertragenden Dinge“.

Ähnliches Vertrauen setzte sie in die politischen Möglichkeiten. Dabei blieb sie unbeirrt der eingeschlagenen Richtung treu, obwohl die große Entwicklung bald eine ganz andere Tendenz zeigte, gegen „ein Drittes, Eigenes“. Allgemein gilt die Berlin-Krise als Beginn der Annäherung zwischen westdeutscher Bevölkerung und westlichen Alliierten. Unter dem Eindruck des gemeinsamen Widerstands gegen die sowjetische Bedrohung wuchs das Gefühl der Solidarität, trat die Wahrnehmung der USA, Großbritanniens und Frankreichs als Siegermächte zurück hinter der Vorstellung, es handle sich um die gegebenen Verbündeten gegen den Feind Stalin. Wie man den erhaltenen Briefen entnehmen kann, die Margret Boveri mit Ernst Reuter, dem sozialdemokratischen Oberbürgermeister von Berlin, wechselte, schätzte sie die Lage anders als die meisten ein. Sie fürchtete, daß eine wachsende Konfrontation der Großmächte in Europa die Teilung Deutschlands verewigen werde. Aus diesem Grund lehnte sie auch die Gründung der Bundesrepublik und überhaupt die Politik der Westbindung ab.

Bis Mitte der fünfziger Jahre nahm Margret Boveri immer wieder gegen Adenauer Stellung. Ihre Position wäre sachlich als „nationalneutralistisch“ zu bezeichnen, aber sie schloß sich keiner der verschiedenen Organisationen an, die damals der Idee eines „dritten Wegs“ zwischen den Blöcken Gehör zu verschaffen suchten. Ihre Sache war das Schreiben



Margret Boveri, zu Beginn der siebziger Jahre

Rainer Dohse: *Der Dritte Weg. Neutralitätsbestrebungen in Westdeutschland zwischen 1945 und 1955*, Hamburg 1974.

und schreibend versuchte sie schon bei der Debatte um die „Stalin-Note“ und dann noch einmal im Vorfeld der Pariser Außenministerkonferenz von 1954, die nach dem Scheitern der „Europäischen Verteidigungsgemeinschaft“ den NATO-Beitritt der Bundesrepublik vorbereitete, die Entwicklung zu beeinflussen. Es erschien damals ein Aufsatz von ihr, der mit den Sätzen endete: „Das Schicksal, zwischen den Westen und den Osten gestellt zu sein, ist unentrinnbar. Darin liegt der Aufruf, sich ihm zu stellen.“ Die Überschrift „Der Teig geht auf“ wirkt etwas kryptisch. Das liegt daran, daß der Text Antwort und Ergänzung zu einem Zeitungsartikel des schweizerischen Journalisten Hans Fleig war. Fleig hatte in der Zürcher *Tat* einen Beitrag mit dem Titel „Der deutsche Teig“ geschrieben, in dem er das Desinteresse der Deutschen an ihrer nationalen Frage kritisierte. Die Politik Adenauers habe nur kurzfristig Erfolg, biete aber keine Lösung für die zentralen Probleme deutscher Existenz: „Das kann man Bonner Realismus nennen, oder biopolitische Anpassung an erschwerte Lebensbedingungen, oder gesunden Lebenswillen; oder kalten Egoismus, Feigheit,

Flucht vor der größten Aufgabe, Kollektivverrat am eigenen Volk. Wie man will. Bloß einen Gedanken kann man kaum unterdrücken: ob die Bundesrepublikaner, wenn sie sich für die deutsche Einheit ebenso entschlossen ins Zeug gelegt hätten wie für ihr Wirtschaftswunder, es nicht auch schon längst zustande gebracht hätten, aus dem geteilten Deutschland eines zu machen?“

Hans Fleig gehörte zu den engsten Freunden Armin Mohlers, der als Verfasser des Buches über *Die konservative Revolution in Deutschland* die Aufmerksamkeit Margret Boveris geweckt hatte. Sie trat zu ihm wie zu Ernst Jünger, Gottfried Benn und Carl Schmitt in Kontakt, ganz offensichtlich bemüht, bestimmte Gedankengänge der Konservativen Revolution unter

anderen Umständen und in anderen Zeiten fortzusetzen. Das ist in den fünfziger Jahren vor allem ihrem Hauptwerk *Der Verrat im XX. Jahrhundert* (1956–60) anzumerken. Sie skizzierte hier die „Landschaft des Verrats“ im Weltbürgerkrieg, bedingt durch den Zerfall der religiös begründeten Treuepflichten gegenüber Fürst und Staat einerseits und den Aufstieg neuartiger Ideologien andererseits, die ihr Zentrum zwar in einem Land und Volk haben mochten, aber jenseits der Grenzen „fünfte Kolonnen“ warben, so daß im Konflikt alle Loyalitäten unsicher waren. Aber im Mittelpunkt stand die Deutung des Widerstands im nationalsozialistischen Deutschland. Für Margret Boveris Interpretation war dabei weniger der ethische Aspekt von Bedeutung als vielmehr die weltanschauliche Prägung und soziologische Struktur der Opposition. Sie hob nicht nur den Generationenkonflikt innerhalb des Verschwörerkreises vom 20. Juli hervor, sie wies auch auf dessen Beeinflussung durch das Gedanken- gut der Konservativen Revolution hin.

Das hat ihr scharfe Kritik eingetragen. Der Historiker Gerhard Ritter, der selbst zum Umkreis des Widerstands gehört hatte, warf ihr vor, die Bedeutung der Jungen übertrieben zu haben und einer vitalistischen Philosophie anzuhängen, und Jürgen Habermas verdächtigte sie, die Konservative Revolution insgesamt rehabilitieren zu wollen. Im einen wie im anderen steckte ein Körnchen Wahrheit, aber Margret Boveri war viel zu wenig Ideologin und viel zu sehr Journalistin, um zu verkennen, wie gering die Aussichten seit Mitte der fünfziger Jahre waren, einen prinzipiellen Kurswechsel in der Deutschlandpolitik oder eine weltanschauliche Lösung von den Gesetzmäßigkeiten des Ost-West-Konflikts zu erreichen. Sie hatte 1956 den Eintritt in die *FAZ*-Redaktion wegen deren Nähe zu Adenauer abgelehnt, blieb dem Blatt aber verbunden; sie publizierte außerdem in anderen Zeitungen und eine größere Zahl von Essays im *Mer- kur*, wahrscheinlich der einflußreichsten Zeitschrift dieser Jahre. Ihre geistige Unabhängigkeit erwarb ihr auf vielen Seiten Respekt und schützte sie vor Isolation. Nach dem Abschluß der Tetralogie über den Verrat erschien noch ein Bändchen *Indisches Kaleidoskop* (1961), mit dem sie an ihre ersten Reisebücher anknüpfte, dann die erwähnte Arbeit über die Geschichte des *Berliner Tageblatts* im Dritten Reich und *Tage des Überlebens*. Das



**Entscheidet Euch
gegen die Pariser Verträge**
gegen Aufrüstung, Barren und Bruderkrieg
für Verständigung
für freie gesamtdeutsche Wahlen im Jahre 1955

Propaganda gegen die
Annahme der Pariser
Verträge, 1955

Hermann Rauschnig,
Hans Fleig, Margret Boveri,
J. A. v. Rantzau: ...
mitten ins Herz. Über eine
Politik ohne Angst,
Berlin 1954.

Ende ihrer journalistischen Tätigkeit markierte 1974 ein Sammelband mit dem Titel *Die Deutschen und der Status quo*.

Er enthielt eine Reihe von Aufsätzen, in denen Margret Boveri zu deutschlandpolitischen Fragen Stellung genommen hatte, und es ließ sich ihm eine Tendenz entnehmen, die von vielen Zeitgenossen als Schritt nach links wahrgenommen wurde. Der hatte sicher zu tun mit der Hoffnung, es werde eine sozialdemokratisch geführte Bundesregierung die Erstarung zwischen Bundesrepublik und DDR aufbrechen und *deutsche* Politik treiben, es ging aber auch um die besondere Art und Weise, in der sie die aufsässige Jugend der sechziger Jahre als eine Reprise der Jugendbewegung deutete. So viel Wunschdenken und Fehlinterpretation im einen wie im anderen enthalten war, es hatte doch zu tun mit der Neigung zum „Kreisen der Elementarteilchen“ und der besonderen Liebe Margret Boveris zu Deutschland und den Deutschen. In der posthum, zwei Jahre nach ihrem Tod am 6. Juli 1975, erschienenen, aus langen Gesprächen mit dem Schriftsteller Uwe Johnson entstandenen, Autobiographie antwortete sie auf die Frage, warum sie, die so oft Möglichkeit und Ursache zur Emigration gehabt hatte, geblieben sei: „das ist mein Land. Hier gehöre ich hin“.

Margret Boveri – Eine Wiederentdeckung

Die „große Dame des politischen Journalismus“ hat Karl Korn Margret Boveri in einem Nachruf genannt. Seither ist es still um sie geworden, auch wenn die schöne Ausstellung in der Berliner Staatsbibliothek zu ihrem 100. Geburtstag im Jahr 2000 erheblichen Zulauf erlebte. Vielleicht liegt das daran, daß die Fragen – vor allem die Deutsche Frage – die Margret Boveri zeitlebens umgetrieben haben, aus der Mode gekommen waren und alles andere, was sie beschäftigte – etwa das Reisen vor den Zeiten des Massentourismus – nicht mehr den exotischen Reiz von einst versprach.

Daß sich diesbezüglich etwas ändert, scheint man im Wolf Jobst Siedler Verlag zu vermuten, der eine Neuauflage des Buches *Wüsten, Minarette und Moscheen. Im Auto durch den alten Orient* (ca. 280 S., geb, 22.00€) angekündigt hat und auch plant, die *Amerika-Fibel* noch einmal herauszugeben. Bereits vorgelegt wurde, pünktlich zum Jahrestag des Kriegsendes, der berühmte Band *Tage des Überlebens* (327 S., geb, 22.00€). Ergänzt hat man den ursprünglichen Text um ein Vorwort von Egon Bahr, der wahrscheinlich zu den wenigen zählt, die überhaupt noch eine lebendige Erinnerung an Margret Boveri haben. Allerdings erfährt man auf den zwanzig Seiten mehr über die – gar nicht uninteressanten – Eindrücke Bahrs im Berlin von 1945, als über die Autorin. Ihre ganze irritierende Neigung zu besonderen deutschen Wegen ist ihm entweder entgangen oder soll vergessen werden, zu Gunsten der späten Bekehrung zu Willy Brandts Ostpolitik, die ihr noch einmal als Möglichkeit erschien, Bewegung in die Deutschlandpolitik zu bringen.

Den Vorwurf, bezüglich der politischen Margret Boveri einen blinden Fleck zu haben, kann man der ersten wissenschaftlichen Biographie über ihre Person nicht machen. Das Buch *Boveri – Ein deutsches Leben* von Heide Görtemaker (München: Beck, 416 S., geb, 26.90€) ist aus einer Dissertation entstanden und bietet einen gründlichen Überblick zu Leben und Denken. Dabei interessiert sich die Autorin vor allem für die Rolle Margret Boveris in der NS-Zeit. Ihr Schwanken, ihre Probleme, sich hinreichend von der Führung abzusetzen und gleichzeitig gegenüber dem Vaterland loyal zu bleiben, werden unter Einbeziehung vieler neuer Aspekte deutlich gemacht. Im Hinblick auf die Nachkriegszeit kommt auch das eigentlich irritierende Moment – die nachlaufende Orientierung an der Konservativen Revolution – ausreichend zur Geltung. Die Verfasserin erklärt mit erheblichem Einfühlungsvermögen, wie schwer es Margret Boveri angesichts ihres „liberalen Hintergrunds“ wurde, dem Werben Armin Mohlers um die Einheitsfront der Adenauerkritiker nachzukommen. Die „konservative Revolution“ mit kleinem „k“ war aus ihrer Perspektive nicht „rechts“, sondern stand für eine unabhängige Position, jenseits der Parteigrenzen, die sie immer gesucht und mit Zähigkeit verteidigt hat.

Bibliographie:

Sir Edward Grey und das Foreign Office, Politische Wissenschaft, H. 12, Berlin 1933.

Das Weltgeschehen am Mittelmeer, Zürich, Leipzig und Berlin 1936.

Vom Minarett zum Bohrturm, Zürich, Leipzig und Berlin 1938.

Ein Auto, Wüsten, blaue Perlen, Zürich, Leipzig und Berlin 1939.

Amerika-Fibel. Ein Versuch Unverstandenes zu erklären, Freiburg i. Br. 1946.

Der Diplomat vor Gericht, Berlin und Hannover 1948.

16 Fenster und 8 Türen. Eine dynamisch-boroskopische Bauchchronik, Berlin 1953.

Der Verrat im XX. Jahrhundert, vier Bände, Rowohlt's Deutsche Enzyklopädie, Bd. 23, 24, 58, 105/6, Reinbek bei Hamburg 1956–1960.

Indisches Kaleidoskop, Kleine Vandenhoeck Reihe, Bd 120/121, Göttingen 1961.

Wir lügen alle. Eine Hauptstadtzeitung unter Hitler, Olten und Freiburg i. Br. 1966.

Tage des Überlebens. Berlin 1945, München 1968.

Die Deutschen und der Status quo, Serie Piper, Bd 99, München 1974.

Verzweigungen. Eine Autobiographie, hrsg. und mit einem Vorwort von Uwe

1945 als Datum der Staatengeschichte

von Stefan Scheil

Diplomatie besteht aus Kompromissen, aus Doppeldeutigkeiten, Geduld und dem vorsichtigen Ausloten offener Entscheidungssituationen. Es ist zweifellos unzeitgemäß, im Zusammenhang mit dem Zweiten Weltkrieg in diesem Sinn von Diplomatie zu sprechen. Ideologische Deutungen und eine auf manichäische Weise klar verteilte Verantwortungszuweisung dominieren das Bild der Jahre zwischen 1939 und 1945 anscheinend sogar in den Augen der Fachhistoriker. So bleiben weitergehende Fragen nach einem geopolitischen Hintergrund, vor dem die schließliche Vernichtung des Deutschen Reichs zu betrachten wäre, erst recht ausgeblendet.

Dabei lassen sich durchaus geopolitische Linien ziehen, die zu den Ursachen der Besonderheiten der deutschen Kapitulation 1945 führen, die sich deutlich von Vorgängen unterschied, wie sie am Ende von Kriegen bis dahin meistens üblich waren. Zum einen handelte es sich um eine „bedingungslose Kapitulation“ und damit um die Erfüllung einer Forderung, die von den Alliierten seit Jahren offen erhoben worden war. Zum anderen hat diese Kapitulation auf staatlicher Ebene strenggenommen gar nicht stattgefunden. Zwar hat in einer ganzen Kette von Unterschriften und Teilkapitulationen die deutsche Wehrmacht die Waffen gestreckt. Die deutsche Regierung hat dies aber nicht getan, weder am 8. Mai noch zu einem anderen Zeitpunkt. Das hat nicht den während des Krieges ausgearbeiteten alliierten Planungen für ein Schlußszenario entsprochen. Trotzdem steckt in der Entwicklung der Dinge hin zu diesem Ende eine Logik, die deutlich werden läßt, was dieser Vorgang machtpolitisch bedeutet: einmal aus deutscher Perspektive und dann im Rahmen der europäischen Geschichte.

Die Forderung nach bedingungsloser Kapitulation war bereits früh in den Grundüberzeugungen der politischen Führung der alliierten Mächte angelegt. Sie stellte also einmal eine bewußte und politische Entscheidung dar, war jedoch zum anderen in längerfristige Entwicklungen eingebettet.

Zu diesen gehörte das Ende einer Phase der europäischen Geschichte, die als Krimkriegssituation bezeichnet worden ist und die dadurch gekennzeichnet war, daß die Weltpolitik dem europäischen Kontinent für einige Zeit den Rücken gekehrt hatte. Wie sich 1945 herausstellte, gehörte das zu den Existenzbedingungen des Bismarckreiches.

Nachdem 1856 die Niederlage Rußlands im Krimkrieg gegen England und Frankreich besiegelt war, bildete sich in den folgenden einhalb Jahrzehnten in Europa ein politisches Vakuum heraus, in dem die deutschen Einigungskriege stattfinden konnten. Das besiegte Rußland gab die weitere Expansion auf den Balkan und in Richtung der türkischen Meerengen auf, widmete sich inneren Reformen und hielt sich territorial in Zentralasien schadlos. Gleichzeitig konsolidierte das britische Empire ebenfalls seinen Besitz in Übersee, während die von Premier Palmerston zeitweise ins Auge gefaßten Pläne für eine Übergabe von Ukraine und Baltikum an Österreich und Preußen eine Episode der Geschichte blieben. Da sich auch die USA für ihren aktuellen Ausgriff nach Übersee den Weg über den Pazifik nach Ostasien ausgesucht hatten, wo Japan im Jahr 1854 gewaltsam für den amerikanischen Handel „geöffnet“ wurde, intervenierte in Europa keine der aktuellen und kommenden Weltmächte, als zwischen 1864 und 1871 das Bismarckreich gegründet wurde. Waren die deutschen Einigungsversuche 1848 noch auf den militärischen Gegenruck Rußlands gestoßen, folgte dieses Mal keine Reaktion des Zarenreichs. Auch Versuche der französischen Regierung scheiterten, England zu einem Einspruch gegen die deutsche Einheit zu bewegen und zu diesem Zweck notfalls in den Krieg von 1870/71 mit einzubeziehen.

Das weitgehende Desinteresse der Weltpolitik an den europäischen Affären begleitete also die deutsche Reichsgründung, eine Konstellation, die nach 1919 noch einmal entstand, als mit den Vereinigten Staaten und der Sowjetunion zwei entscheidende Staaten dem Versailler Vertragssystem fernblieben. Das gemeinsame Nein der USA und der UdSSR hatte dafür gesorgt, daß die Europäer nach dem Ersten Weltkrieg in gewisser Weise noch einmal für sich waren.

Nun konnte die Versailler Ordnung mit ihrer extremen Diskriminierung Deutschlands nicht als Dauerlösung gelten. Es hat sich vor diesem Hintergrund in den Regierungszentralen spätestens um 1930 die Bereitschaft herausgebildet, das Vertragssystem innerhalb Europas durch etwas anderes zu ersetzen, durch eine Art Viererdirektorium der großen Staaten Frankreich, England, Italien und Deutschland. Dieses Thema ist zwischen 1933 und 1939 immer wieder verfolgt worden. Sein bekanntestes Ergebnis war die Konferenz von München, als eben diese vier Staaten nach eigenem Gutdünken ein Völkerbundsmitglied und eigentlich durch zahlreiche Verträge geschütztes Land wie die Tschechoslowakei aufteilten, ohne die tschechische Politik dabei irgendwie einzubeziehen.

Der Ansatz, durch eine Zusammenarbeit der entscheidenden europäischen Staaten politische Entwicklungen herbeizuführen, schien eine Lösung für vieles zu sein. Unter den gegebenen technologischen und wirtschaftlichen Bedingungen mußten die europäischen Staaten notwendigerweise einen Teil ihrer Souveränität abgeben, etwa nach *innen*, also durch verschiedene Formen der Zusammenarbeit, entweder im Rahmen einer politischen Union oder eben in einem gemeinsamen Direktorium der Großmächte.

Dieses Konzept traf aber auf mehrere Schwierigkeiten. Zum ersten lag in der Ignoranz gegenüber geltenden Verträgen, wie sie in München und bei anderen Gelegenheiten wie dem deutsch-englischen Flottenabkommen von 1935 zum Ausdruck gekommen war, ein prinzipielles Risiko. Ganz abgesehen von der pazifistischen Stimmung der damaligen Zeit, fördert die unmaskierte Vorweisung von Macht unter Inkaufnahme des Vertragsbruchs jederzeit unvermeidlich die Anarchie des Staatensystems und den Pragmatismus eines *quod licet jovi, non licet bovi*, in den Großmachtpolitik nur allzu leicht vollständig abgleiten kann, da sie zu einem gewissen Anteil jederzeit aus ihm *besteht*. Zum zweiten gab es ein technisches Problem, weil etliche Staaten nicht bereit waren, die Dominanz eines solchen Direktoriums anzuerkennen. Hierfür stellte die Republik Polen ein gutes Beispiel dar, deren Regierung schließlich Warschau „als Mittelpunkt der eigentlichen Ostpolitik“ betrachtete und sich als Ordnungsmacht in diesem Raum etablieren wollte.

Ludwig Dehio: *Gleichgewicht oder Hegemonie, Betrachtungen über ein Grundproblem der neueren Staatengeschichte*, zuletzt Zürich 1996.

Klaus Hildebrand: *Die Krimkriegssituation - Wandel und Dauer einer historischen Konstellation in der Staatenwelt*, in: Jost Dülffer u.a. (Hrsg.): *Deutschland in Europa. Gedenkschrift für Andreas Hillgruber*, Frankfurt a.M. 1990.

Zum dritten ergab sich als weiteres Problem die Verteilung von Ressourcen innerhalb dieser nominell gleichen europäischen Direktoriumsmitglieder. Großbritannien und Frankreich verfügten zusammen über einen Kolonialbesitz, der sich über reichlich ein Drittel der Erdoberfläche hinzog und über den freien Zugang zu den Seewegen, um diese Ressourcen und die des übrigen Welthandels auch nutzen zu können. Auf diese Weise war bereits ohne Einbeziehung der USA und UdSSR ein nicht unbedeutender Teil des wirtschaftlichen und militärischen Potentials außerhalb Europas in die europäische Politik integriert – auf dem Weg des späten Imperialismus. Auch das Viererdirektorium bestand aus Besitzenden und Besitzlosen.

Die alternative Option zu einem Ausgleich zwischen diesen europäischen Besitzenden und Besitzlosen bestand im Transfer politischer Macht nach *außen*, an eine der beiden (oder beide) potentiellen hegemonialen Flügelmächte im Osten und Westen, also die Sowjetunion oder die Vereinigten Staaten. Sollte es im Rahmen einer nach altem Muster betriebenen innereuropäischen Machtpolitik zu einem größeren Krieg kommen, mußte das die Entscheidung zugunsten dieses zweiten Szenarios bedeuten; es würden also künftig außereuropäische Länder den Kontinent dominieren. Diese Dominanz strebten beide Weltmächte durchaus an, wenn auch mit unterschiedlichen Methoden. Die Jahre zwischen 1939 und 1945 lassen sich als Entfaltung dieser Machtansprüche beschreiben, bis beide 1945 in der Mitte Europas zusammentrafen und sich dort für mehr als vierzig weitere Jahre unversöhnlich gegenüberstanden.

Paul Kennedy: *Aufstieg und Fall der großen Mächte*, Frankfurt a.M. 1989.

Anfang 1939 begann der Druck der beiden kommenden Weltmächte auf die europäische Politik spürbar zu werden. Sowohl die USA als auch die UdSSR machten massiv ihren Einfluß geltend, was sich als Reaktion auf die jüngsten damaligen Ereignisse deuten läßt. Nachdem Ende des Vorjahres 1938 in München das Viererdirektorium seinen spektakulärsten Auftritt gehabt hatte, deutete sich nun ein Politikwechsel an. Franklin D. Roosevelt faßte dies zunächst im Januar in dem spektakulären Satz zusammen, Amerikas Grenze liege am Rhein, schloß also Frankreich und die Benelux-Staaten als Interessengebiet mit ein. Wenige Wochen später jedoch ging er noch weiter und erklärte die USA in einer berühmt gewordenen Liste zur Garantiemacht praktisch aller Staaten in Nord-, Ost- und Südosteuropa bis hin zu Estland und auch außerhalb Europas bis nach Persien.

Diese Liste umriß bereits den amerikanischen Ordnungsanspruch für ganz Europa und den Nahen Osten. An ihr haben die USA in den Folgejahren beziehungsweise Folgejahrzehnten immer festgehalten, gegen alle Ansprüche und Vereinbarungen anderer Staaten. Das galt sowohl für



den deutsch-sowjetischen Pakt vom gleichen Jahr 1939, dem die baltischen Länder zunächst zum Opfer fielen, aber auch im Hinblick auf englische Versuche, die gleichen baltischen Länder 1940/41 im Rahmen eines machtpolitischen Geschäfts an die Sowjets zu übergeben. Beides wurde durch die amerikanische Politik abgelehnt und der Verlust der Unabhängigkeit der baltischen Länder niemals anerkannt, wobei man während des Krieges – 1943 – soweit ging, eine Landung amerikanischer Truppen über Finnland zu planen, um eine erneute sowjetische Besetzung der baltischen Länder und Finnlands zu verhindern.

Andere Beispiele für die Virulenz amerikanischer Interessenpolitik würden sich nennen lassen, wobei besonders auf die wirtschaftspolitischen Vorstellungen einzugehen wäre, denn sie führen ein weiteres Stück hin zur Klärung der Frage, wie sich die Machtverschiebung gestaltet hat.

Bis zur kurzfristigen Intervention des Finanzministers Morgenthau und auch bald wieder danach war es das allgemeine Ziel der amerikanischen Außenpolitik, Deutschland in ein nach amerikanischen Vorgaben strukturiertes Weltwirtschaftssystem zu integrieren. Bei entsprechendem „Wohlverhalten“ sollte hier ein Platz für Deutschland zu finden sein, äußerte Roosevelt wiederholt. Ähnlich integriert, das heißt aufgelöst, sollte auch das englische Zollsystem von Ottawa werden, das Lieblingsprojekt des Premiers Neville Chamberlain. Hier zeigten sich die Unterschiede in der Herrschaftsausübung zwischen den einzelnen Alliierten sehr deutlich. Die Sonderwirtschaftsbereiche, mit denen das nationalsozialistische Deutschland, aber eben auch das englische *Empire* arbeiteten, sollten verschwinden. Im Vorfeld der Veröffentlichung der Atlantikcharta von 1941 ging das amerikanische Außenministerium so weit, diese wirtschaftliche Kapitulation der englischen Politik als das eigentliche Ziel der amerikanischen Außenpolitik der letzten zehn Jahre zu bezeichnen. Der Zeitraum zwischen 1932 und 1941 sei dem Thema gewidmet gewesen, den englischen Herrschaftsansprüchen auf wirtschaftlicher Ebene global ein Ende zu bereiten.

Wiederum völlig andere Vorstellungen wurden, der inneren sozialistischen Struktur des Landes gemäß, in Moskau verfolgt, wo der Umbau wenigstens der kontinentalen europäischen Staaten zu einem sozialistischen Block als wünschenswert galt. Während Franklin Roosevelt 1939 seine Länderliste verfaßte, wurde auf dem 18. Parteitag der KPdSU der Übergang zu einer offensiven Politik gefeiert. Man müsse die Zahl der Sowjetrepubliken vermehren, lautete der Tenor des Parteitags, ein Ziel, das einige Monate später mit dem deutsch-sowjetischen Pakt zunächst erreicht wurde, den Stalin nach eigenen Worten mit Deutschland schloß, weil „die Westmächte nichts bezahlen wollten“. Er hatte ihnen die gleichen Forde-

Stefan Scheil: Logik der Mächte – Europas Problem mit der Globalisierung der Politik und der Kriegsausbruch 1939, Berlin 1999.



Kondominium auf kurze Zeit: GIs und Sowjetarmisten auf der Brücke von Torgau

rungen gestellt, die er gegenüber Deutschland vorbrachte. Dazu gehörten weite Teile Osteuropas, auch solche, die nach amerikanischen Wunschvorstellungen eigentlich unabhängig zu bleiben hatten, womit sich der amerikanisch-sowjetische Gegensatz bereits 1939 anzudeuten begann.

Mit dieser ersten Etappe konnten die Hoffnungen der UdSSR auf Ausdehnung des sozialistischen Blocks aber keineswegs als abgeschlossen gelten. Im November 1940 kündigte Außenminister Molotow in Berlin das deutsch-russische Abkommen über die Interessensphären und verlangte mehr. Stalin hatte ihm aufgetragen, praktisch alles als sowjetische Interessensphäre zu beanspruchen, was überhaupt östlich Deutschlands lag, bis hin zur Türkei und dem Iran.

Im Sommer 1940 hatte Molotow bereits prophezeit, die Entscheidungsschlacht werde am Rhein stattfinden und Europa sozialistisch werden lassen. Er kam Franklin Roosevelt gewissermaßen von Osten her entgegen. Konkrete Vorbereitungen wurden bereits seit diesem Sommer 1940 getroffen, als Wladimir Semjonow, der spätere Repräsentant der UdSSR in der Sowjetischen Besatzungszone und Botschafter in Bonn, eine Gruppe jüngerer Diplomaten an der sowjetischen Botschaft in Berlin anführte. Sie machte sich bereits ein Jahr vor dem Beginn des deutsch-russischen Krieges Gedanken über eine Sowjetisierung Deutschlands, „falls die Rote Armee einmal nach Deutschland kommt“. Die Besatzungspolitik in der DDR beruhte später im wesentlichen auf Vorarbeiten aus dieser Zeit. Semjonow konnte seine Pläne in die Tat umsetzen. Allerdings galt dies vorwiegend für ihn persönlich. Die sonstigen Hoffnungen der UdSSR in West-, Nord- und Südosteuropa und dem Nahen Osten trafen auf die Konkurrenz der Vereinigten Staaten und mußten nach 1945 Stück für Stück begraben werden.

Es gelang den USA in der Nachkriegszeit, die Sowjetunion aus allen wesentlichen Positionen zu verdrängen, die Stalin 1940 als Forderung formuliert hatte. Das galt für Norwegen, die Ostseeausgänge, die türkischen Meerengen, den Iran, für Griechenland und schließlich auch für Jugoslawien. Zwar hat man 1945 in Jalta eine Teilung Europas besiegelt, die nicht zuletzt für Deutschland eine Katastrophe darstellte. Aus Washingtoner Perspektive wurden jedoch alle wesentlichen Vorhaben erreicht. Die industriellen Zentren der Welt, einschließlich Westdeutschlands und Japans, verblieben ebenso im westlichen Lager wie sämtliche Rohstoffzentren und die Kontrolle über die Seewege des Planeten. Der UdSSR fiel dagegen eine durch den Krieg völlig verwüstete Region im östlichen Europa zu. Das Tor zur Welt blieb geschlossen, was Stalin in der Zeit der Eroberung Berlins zu der Bemerkung veranlaßte, man „werde es noch einmal probieren“.

Diese Konkurrenz bei der Entstehung und Eskalation des Weltkriegs zwischen 1939 und 1945 hatte außerordentliche Folgen für Deutschland. Es gab einen Zusammenhang zwischen der Einschätzung der Machtver-

hältnisse auf alliierter Seite, dem Ausbleiben konkreter Forderungen an die deutsche Regierung und dem Zutreiben auf ein Schlußszenario, in dem Deutschland als Gesprächspartner völlig ausgeschaltet war. Das galt für ganz Deutschland: für die nationalsozialistische Regierung ebenso wie für die innerdeutsche Opposition in Militär und Auswärtigem Amt, die in Deutschland inhaftierten Oppositionellen der demokratischen Parteien und selbst für die hochrangigen emigrierten Politiker der Weimarer Zeit wie den früheren Reichskanzler Brüning von der Zentrumspartei und den Sozialdemokraten und früheren preußischen Ministerpräsidenten Otto Braun. Es gab auf alliierter Seite keinerlei erkennbare Bereitschaft, deutschen Repräsentanten ein Mitspracherecht bei der künftigen Gestaltung der Verhältnisse in Mitteleuropa zuzugestehen.

Schon seit dem Kriegsbeginn 1939 hatte im alliierten Lager eine allgemeine Radikalisierung stattgefunden. Vereinzelt Exponenten einer Kompromißlösung mit Deutschland, wie der bald nach Kriegsausbruch abgelöste französische Außenminister Bonnet, verloren schnell an Einfluß. Die Westmächte waren sich ihrer strategi-

Detlef Junker: *Der unteilbare Weltmarkt. Das ökonomische Interesse in der Außenpolitik der USA 1933–1941*, Stuttgart 1975.

Stefan Scheil: *Fünf plus Zwei – die europäischen Nationalstaaten, die Weltmächte und die vereinte Entfesselung des Zweiten Weltkriegs*, Berlin 2004.

Auch ein Großmachttraum: Polnische Propagandakarte mit den Umrissen des „historischen Polens“ unter Einschuß deutscher, tschechischer, slowakischer und sowjetischer Gebiete, Ende der dreißiger Jahre



sehen Möglichkeiten bewußt. So konnte der damalige Finanzminister Reynaud, der bald der Premierminister der Niederlage von 1940 werden sollte, gegenüber Harold Nicolson kurz nach Kriegsausbruch noch viel weiter gehen als seine Militärs zu Friedenszeiten, die auch schon eine Erschöpfungsstrategie und eine allmähliche Eskalation des Krieges gegen Deutschland ins Auge gefaßt hatten: „Wir haben die Deutschen bereits am Wickel und die wissen das auch! Es ist völlig unvermeidlich und Sie wissen, ich würde das nicht zu Ihnen sagen, der Sie früher meine Zweifel geteilt haben, wenn ich das nicht wirklich glaubte. Dann würde ich Ihnen sagen: ‚Wir müssen großen Gefahren begegnen‘. Das sage ich Ihnen jetzt nicht. Ich sage: ‚Wir müssen uns auf den unausweichlichen Sieg vorbereiten““.

So geschehen in Paris, am 31. Oktober 1939. Das war kein Einzelfall. Hitler sei fertig, „Von dem werden wir nichts mehr hören!“, so schilderte François-Poncet die Stimmung im französischen Außenministerium kurz nach Kriegsausbruch. Ähnlich war die Haltung in Washington. Der allgemeine Eindruck sei hier, Hitler sei in einen Käfig gesperrt worden, aus dem er nicht entkommen können würde, meldete der englische Botschafter aus den USA.

Diese Zitate umschreiben ein Gefühl absoluter Überlegenheit über das deutsche Potential, das in den Regierungszentralen der westlichen Großmächte wie auch der Sowjetunion während des Krieges niemals ganz gewichen ist. Es herrschte der Eindruck vor, daß Deutschlands Gewicht als Macht und seine Optionen zu bescheiden waren, um auf einer Ebene mit den Großmächten der Zeit mitreden zu können. Ihnen ging es daher nicht um präzise Forderungen wie einen möglichen deutschen Rückzug aus Polen, die Abrüstung der deutschen Armee und anderes mehr. Vorstellungen der deutschen Militäropposition, die auf der weiteren Existenz Deutschlands als Großdeutschland beruhten und die Wiederherstellung der Ostgrenzen von 1914 ins Auge faßten, hatten zu keiner Zeit eine Chance, Verhandlungsgegenstand zu werden.

In dieser Einstellung der Alliierten war die Forderung nach bedingungsloser Kapitulation im Prinzip jederzeit angelegt. Es sind an Deutschland niemals Bedingungen gestellt worden, zu denen ein Frieden zu haben gewesen wäre. Jeder Versuch der deutschen Regierung, solche Forderungen aus den westlichen Regierungskreisen herauszulocken, scheiterte. Es wurden zu diesem Zweck etliche öffentliche wie geheime Friedensangebote an die englische und französische Regierung gemacht, die nicht nur nicht angenommen wurden. Sie wurden ungelesen zurückgeschickt. Man blieb in dieser Frage bei der Situation stehen, wie sie unmittelbar im Vorfeld des Krieges geherrscht hatte. Premier Chamberlain glaubte daran, daß Hitler sich bemühte, wie er einige Wochen nach Kriegsbeginn in einem Privatbrief zugab: „Ich glaube, er wollte ernsthaft ein Abkommen mit uns und arbeitete ernsthaft an Vorschlägen ... die aus seiner einseitigen Sicht geradezu unfaßbar großzügig aussehen mußten.“ Dennoch zeigte Chamberlain sich entschlossen, den Krieg gegen Deutschland jetzt aufzunehmen. Was die englische und weitgehend auch die französische Diplomatie anging, so gab diese Ignoranz gegenüber Kompromissen mit Deutschland auch in der Nachfolgezeit weiterhin das Muster vor.

Der französische Premier mußte bekanntlich für seine Person den im Oktober 1939 vorausgesagten unausweichlichen Sieg nach der französischen Niederlage von 1940 für einige Jahre vertagen. Aber auch angesichts dieser drohenden Situation nahm Reynaud davon Abstand, sich auf eine Kompromißlinie zu begeben. Einen Tag nach dem Durchbruch der deutschen Truppen im Mai 1940 schickte Hermann Göring den schwedischen Generalkonsul in Paris zu Reynaud, um ihm zu sagen, daß „wir Ende des Monats Calais und Dünkirchen genommen haben werden. ... Herr Reynaud soll uns sofort Waffenstillstandsvorschläge machen. Wir



Die Regierung Dönitz nach ihrer Gefangennahme

Henry Kissinger: *Die Vernunft der Nationen. Über das Wesen der Außenpolitik*, Berlin 1994.

sind bereit, Frankreich vernünftige Bedingungen zu bewilligen. Wenn er die Besetzung und Zerstörung seines Landes verhüten will, möge er sich beeilen.“

Reyraud reagierte anders. Er bat den Überbringer der Botschaft um Stillschweigen und den amerikanischen Präsidenten um Flugzeuge und den baldmöglichsten Kriegseintritt. Ähnlich endeten auch andere Versuche der deutschen Führung, Verhandlungen zu beginnen. Es kam so weit, daß der englische Botschafter in Washington diese deutschen Vorstellungen im Juli 1940 „höchst befriedigend“ fand, aber bei seinem Außenminister so wenig Resonanz fand wie bei Premier Churchill, der die Annahme jedes deutschen Angebots unabhängig von dessen Inhalt verboten hatte. Ein unvollständiger Bericht der englischen Botschaft in Washington an den Präsidenten der Vereinigten Staaten vom Mai 1941 führte allein sechzehn solche deutschen Versuche auf. Substantielle Folgen hatte das alles nicht.

Verursacht wurde diese Intransigenz weniger von Verbrechen des Nationalsozialismus als von einer Denkschule, die das politische Grundproblem in der deutschen Einheit sah. Gerade die besonders entschlossenen *die hards* innerhalb der englischen Regierung wie Premier Churchill selbst oder sein diplomatischer Chefberater Robert Vansittart billigten dem Nationalsozialismus gar keine neue Qualität zu, sondern deuteten ihn als oberflächliches Phänomen, hinter dem nach ihrer Ansicht der preußische Militarismus stand. Dem aber konnte man in dieser Vorstellungswelt nur durch Zerschlagung Deutschlands und einer Rückkehr zu den Verhältnissen vor 1864 beikommen.

Als Begründung für die Ablehnung von Verhandlungen mit Deutschland wurde fehlendes „Vertrauen“ in den Vordergrund geschoben, wobei Vertrauen aus Sicht der englischen Politik eher ein Synonym für „Kontrolle“ darstellte. Der stellvertretende amerikanische Außenminister Welles hatte für diese Haltung einigen Spott übrig, als er im März 1940 London bereiste und die englische Regierung zu einem Friedenschritt überreden wollte, der darauf hinauslief, wirkliches Vertrauen wiederzugewinnen und zwar durch das Stellen präziser Forderungen an Deutschland und deren Erfüllung. Vertrauen falle nicht vom Himmel, könne aber geschaffen werden, führte er gegenüber Premier Chamberlain aus. Dazu kam es nicht, denn die englische Regierung ging letztlich nicht darauf ein. Auch die einige Wochen später erhobene Forderung des amerikanischen Präsidenten, die beiden europäischen Westmächte sollten als vertrauensbildende Maßnahme öffentlich erklären, sie würden Deutschland nicht vernichten wollen, traf in der englischen Regierung auf Ablehnung.

Dieser Entwicklung folgte die weitere Eskalation des Krieges. Europa wurde „in Brand gesteckt“, wie Churchill es im Sommer 1940 als Devise ausgegeben hatte. Betroffen waren zunächst Regionen wie Skandinavien, später auch der Balkan, wo sich die Interessengebiete aller Beteiligten kreuzten.

Die letztlich entscheidende Eskalationsstufe bildete der deutsche Angriff auf Rußland, von dem Vjatscheslaw Molotow später selbst sagte, es sei Hitler gar keine andere Option übriggeblieben als dieser Angriff: „Er hätte seinen Krieg mit England nie zu Ende gebracht.“ Auch die Erfolge und Niederlagen auf diesem Feld änderten jedoch nichts daran, daß die Kriegsparteien nicht den Weg zu Verhandlungen fanden, umso weniger, je deutlicher sich die deutsche Niederlage abzeichnete. Die Umstände des Kriegsendes beleuchteten diesen Umstand noch einmal. Bedingungslose Kapitulation bedeute für die Alliierten die freie Verfügung über „Land, Freiheit und Leben“ stellte Churchill in Jalta fest, Freiheiten, die durchaus genutzt werden sollten. Der Verzicht auf die Unterschrift der deutschen Regierung, ihre Verhaftung, die Souveränitätserklärung des Alliierten Kontrollrats und die schließliche Spaltung Europas und Deutschlands führten eine Entwicklung zum Höhepunkt, die 1939 begonnen hatte. Kompromisse gab es nicht. Das materielle Übergewicht der Weltmächte entfaltete sich und beendete die Existenz des Deutschen Reichs. Das weltpolitische Fenster, das mit dem Krimkrieg geöffnet worden war, schloß sich wieder und mit ihm die politischen Spielräume für eine souveräne deutsche Außenpolitik.

Stefan Scheil: *Das große, tödliche Spiel – Der Krieg gegen Deutschland 1940/41*, München 2005.



Stefan Scheil

1940/41 – Die Eskalation des Zweiten Weltkriegs

ca. 450 Seiten, Hardcover

34,- Euro

ISBN 3-7892-8151-4

Eine fundierte Analyse über die Eskalation des Zweiten Weltkriegs, die sich soweit wie möglich der historischen Wahrheit nähert, indem sie sich u. a. auf neu erschlossenes Archivmaterial und die Befragung von Zeitzeugen stützt. Darüber hinaus werden aber auch seit längerem bekannte, jedoch in Vergessenheit geratene Quellen neu durchdacht und interpretiert und in eine schlüssige Gesamtdarstellung eingearbeitet.

Gerd Schultze-Rhonhof

1939 – Der Krieg, der viele Väter hatte

Der lange Anlauf zum Zweiten Weltkrieg

3. unveränderte Auflage,

566 Seiten mit zahlr. Karten und Abb., Hardcover

34,- Euro

ISBN 3-7892-8117-4



Dokumente beteiligter Außenministerien, Memoiren und Notizen von Regierungschefs, Diplomaten und Armeebefehlshabern belegen: Es war eine ganze Anzahl von Staaten, die den Zweiten Weltkrieg angezettelt haben.

Es zeigen sich dem Leser Zusammenhänge, die bislang schlichtweg übergangen wurden.



Werner Maser

Fälschung, Dichtung und Wahrheit über Hitler und Stalin

Werner Maser

Fälschung, Dichtung und Wahrheit über Hitler und Stalin

478 Seiten mit zahlr., Dokumenten, Hardcover

34,- Euro

ISBN 3-7892-8134-4

Dieses Buch untersucht die Zeitgeschichtsschreibung über Hitler, Stalin, ihre Regime und Hinterlassenschaften und stößt dabei auf Fälschungen und Irrtümer von namhaften Historikern. Die Aufdeckung der „angepassten Fakten“ ist ebenso verblüffend wie der sich daraus ergebene Erkenntnisgewinn. Künftig wird man in der Geschichtsschreibung Korrekturen anbringen müssen.

Erhältlich in Ihrer Buchhandlung oder direkt bei:

OLZOG
Verlag

Olzog Verlag GmbH ■ Welsnerstraße 1 ■ 81373 München

Tel.: 089 / 71 04 66-60 ■ Fax: 089 / 71 04 66-61

E-Mail: olzog@olzog.de ■ Internet: www.olzog.de

Zivilbevölkerung und Kriegsende

von Heinz Nawratil

Die letzten Tage des Dritten Reiches erlebten die Menschen als Normalität und Anomalie zugleich. Einerseits funktionierten Justiz und Verwaltung noch erstaunlich gut. Die Versorgung mit Lebensmitteln, Strom und Wasser und die Unterbringung der Ausgebombten waren einigermaßen gesichert. Dabei ist zu bedenken, daß etwa in Köln zum Schluß nur noch 19,6 Prozent aller Häuser bewohnbar waren. Auch die Gerichte arbeiteten fast wie in Friedenszeiten, nur saß jetzt das Fallbeil sehr locker; wer am „Endsieg“ zweifelte, wer Feindsender hörte oder in ausgebombten Häusern plünderte – oft nur Kleinigkeiten mitnahm –, mußte mit der Todesstrafe rechnen.

Die wahre Geißel Gottes aber waren in jenen Tagen die Flächenbombardements der Anglo-Amerikaner. Sie zielten nicht nur auf Industriestandorte, sondern auch auf reine Wohnstädte oder Städte mit hoher Flüchtlingskonzentration wie Würzburg, Dresden oder Swinemünde. Das Ganze nannte man *morale bombing* – frei übersetzt etwa: „Bombardierung, um die Moral der Bevölkerung zu brechen“. Abgesehen davon, daß gezielte Kriegshandlungen gegen die Zivilbevölkerung schon damals gegen die Genfer Konvention verstoßen haben, blieb die erhoffte psychologische Wirkung aus. Der Durchhaltewille wurde im allgemeinen nicht geschwächt, aber mehr als 600.000 Menschen starben, das entspricht etwa den Kriegsverlusten der Vereinigten Staaten und des Vereinigten Königreichs zusammengenommen.

1945 besaßen die Alliierten die totale Luftherrschaft, und ihre Tiefflieger konnten ungestört Jagd auf beliebige Fußgänger und Radfahrer machen. Auch Frauen, spielende Kinder und Bauern bei der Feldarbeit wurden Opfer dieser völkerrechtswidrigen Praxis. Als man 1945 in London ein Statut für die Nürnberger Kriegsverbrecher-Prozesse vorbereitete, plante man ursprünglich auch, deutsche Flieger vor Gericht zu stellen. Man merkte aber bald, daß die „christlichen Soldaten“ (so ein englisches Kirchenlied) ungleich mehr Zivilisten aus der Luft getötet hatten als die deutsche Luftwaffe. Schnell ließ man den Plan wieder fallen, und der amerikanische Chefankläger in Nürnberg, Robert H. Jackson, notierte Jahre später: „Dieses Thema wäre einer Aufforderung zur Erhebung von Gegenbeschuldigungen gleichgekommen, die in dem Prozeß nicht nützlich gewesen wären“.

Werner Maser: *Nürnberg – Tribunal der Sieger*, Schnellroda 2005.

Besonders gefährlich waren die letzten Kriegstage. Der Münchener Kardinal Faulhaber berichtete am 17. Mai 1945 dem Papst, die SS habe „heimkehrende Soldaten der Wehrmacht ... in größerer Zahl an den Bäumen aufgehängt, auch einige Priester, die zu früh die weiße Flagge gehißt hatten, und eine Anzahl von katholischen Laien – in Altötting mehr als hundert – erschossen“.

Daß nach der Kapitulation zunächst weder Post, Telefon, Bahn- oder Autoverkehr funktionierten, wurde mit stoischer Ruhe hingenommen. Große Angst aber verbreiteten die Häftlinge aus Gefängnissen und Lagern, die jetzt zum Teil plündernd und raubend umherzogen. Dazu wieder Kardinal Faulhaber (in seinem Hirtenwort vom 10. Mai 1945): „Die erste Aufgabe: Daß die öffentliche Ordnung aufrechterhalten bleibe und nicht durch wilde Plünderungen gestört werde. Die Besatzungsbehörden haben ihr Augenmerk darauf gerichtet, den Plünderungen entgegenzutreten und die Bedroher der öffentlichen Ruhe, Fremdarbeiter, freigewordene Häftlinge, in denen die Geister der Rachsucht sich austoben, aber auch Einheimische, in die Schranken zu weisen“.

In der britischen Besatzungszone erregten die bald einsetzenden Demontagen den Unmut der Bevölkerung, doch scheint es zu keinen nennenswerten Übergriffen der Besatzungstruppen gekommen zu sein. Deutlich mehr Übergriffe registrierte man in der US-Besatzungszone. Vor allem der hier praktizierte „Automatische Arrest“ für Funktionsträger im Militär-, Partei- und Staatsapparat und gewisse andere Verdächtige führte zu schlimmen Zuständen in den überfüllten Lagern. Der parteilose Schriftsteller Ernst von Salomon beispielsweise wurde zusammen mit seiner jüdischen Frau verhaftet und so gründlich „verhört“, daß er einige Zähne verlor. Über seine Lagererfahrungen berichtet Salomon: „Geprügelt wurde so gut wie ausnahmslos jeder, der in das Lager eingeliefert wurde; die Amerikaner nannten das *overwork* (überarbeiten). Geprügelt wurden selbst diejenigen Internierten, die aus einem anderen Lager kamen, in welchem sie bereits ihren Tribut empfangen hatten, und auch die Generale, die aus dem Kriegsgefangenenlager kamen“.

Ernst von Salomon: *Der Fragebogen*, zuletzt Reinbek bei Hamburg 2002.

Auch die Behandlung der Gefängnisinsassen war nicht immer rechtsstaatlich. Im Malmedy-Prozeß (es ging dort um den Tod amerikanischer Kriegsgefangener in deutschem Gewahrsam) etwa mußte sich auf Veranlassung des Verteidigers eine Kommission aus zwei Richtern nachträglich mit den angewandten Verhörmethoden beschäftigen. Das Ergebnis: Folter dritten Grades war angewendet worden, und „sämtliche Deutsche bis auf 2 in den 139 von uns untersuchten Fällen hatten durch Fußtritte in die Hoden unheilbare Schäden erlitten. Dies war die übliche Untersuchungsmethode unserer amerikanischen Untersuchungsbeamten“.

Fast vergessen ist heute eine Art Kollektivstrafe der Alliierten, nämlich die gezielte Hungerpolitik der Jahre 1945 und 1946. Zwei Zitate dazu zur Erläuterung: Als am 14. Dezember 1945 der amerikanische Senator Hawkes angesichts des strengen Winters und des großen Hungers in Deutschland dringend bat, doch endlich private Hilfslieferungen und Spenden in die amerikanische Besatzungszone hereinzulassen, antwortete Präsident Truman am 21. Dezember gar nicht weihnachtlich: „Wenn wir auch nicht wünschen, ungebührlich grausam gegen Deutschland zu verfahren, kann ich doch nicht viel Sympathie für die Leute aufbringen, die den Tod so vieler Menschen verursacht haben ... Bevor nicht das Unglück jener, die von Deutschland bedrückt und gequält wurden, vergessen ist, scheint es nicht richtig, unsere Bemühungen den Deutschen zugute kommen zu lassen. Ich gebe zu, daß es natürlich viele Unschuldige in Deutschland gibt, die mit dem Naziterror wenig zu tun hatten. Aber die administrative Last, diese Leute herauszufinden, um sie anders als die übrigen zu behandeln, ist fast untragbar“.

Noch 1946 meinte Feldmarschall Montgomery in einer Rede: „Die deutschen Lebensmittelbeschränkungen werden bleiben. Wir werden sie bei 1000 Kalorien halten. Sie gaben den Insassen von Belsen nur 800“. In der französischen Besatzungszone lag der Verpflegungswert seinerzeit zum Teil sogar unter den KZ-Rationen von Bergen-Belsen.

Während zumindest Fachhistoriker wissen, daß infolge der fortgesetzten alliierten Lebensmittelblockade gegen Deutschland und Österreich nach dem Ersten Weltkrieg rund eine Million Menschen starben, gelang es erst dem kanadischen Journalisten James Bacque, die Öffentlichkeit

auf die wesentlich höhere Zahl direkter und indirekter Hungeropfer (zum Beispiel erhöhte Säuglingssterblichkeit, hungerbedingte Krankheiten und dergleichen) nach dem Zweiten Weltkrieg aufmerksam zu machen. Bacque kommt auf schier unglaubliche 5,7 Millionen in den vier Besatzungszonen. Selbst wenn diese Zahl zu hoch gegriffen sein sollte, so erscheint doch eine Mindestannahme von 2 Millionen durchaus realistisch.

Bevor man sich mit der französischen Besatzungspolitik befaßt, sollte man einen Blick auf die französische Armee im Frühjahr 1945 werfen. Im Kern war sie eine Kolonialarmee aus dem nicht besetzten Französisch-Nordafrika, bestehend aus Marokkanern, Algeriern, Tunesiern und Franzosen, ergänzt durch Untergrundkämpfer aus Frankreich, die zu einem großen Teil kommunistisch geprägt waren.

Entsprechend war auch das Verhalten der Truppe; Plünderung, Vergewaltigung und Brandstiftung waren an der Tagesordnung. Die städtische Verwaltung von Pforzheim berichtet: „Die Bevölkerung ... hatte unter den Übergriffen der französischen Truppen – insbesondere der Marokkaner, die Tunesier verhielten sich durchweg anständig – aufs Schwerste zu leiden.“ Aufschwerste zu leiden hatten auch die Bürger von Stuttgart, Reutlingen, Baden-Baden, Bruchsal und anderen Städten.

Die Hochwassermarke der Barbarei aber war Freudenstadt. Hier erreichten die Verbrechen das Niveau der Roten Armee beim Einmarsch im deutschen Osten. Obwohl die Franzosen wußten, daß sich im Umkreis von 10 km keine deutschen militärischen Einheiten befanden und die Stadt 1500 Verwundete beherbergte, beschossen sie den Ort massiv, bis schließlich etwa 650 Häuser brannten. Der französische Kommandeur verbot nicht nur das Löschen, sondern gab seinen Marokkanern auch völlig freie



Britische Soldaten vor einem erschossenen „Werwolf“, 1945

Hand. Fast alle Bürgerinnen Freudenstadts zwischen 15 und 60 wurden vergewaltigt und Männer, die sie verteidigen wollten, getötet. Erst nach mehreren Tagen erreichten deutsche Orts- und französische Militärgeistliche, daß das wüste Treiben offiziell verboten wurde. Die Motive dieses Kriegsverbrechens sind bis heute nicht vollständig aufgeklärt worden.

Eine Kampagne zur Säuberung der Verwaltungen und Berufsgruppen eröffneten die Franzosen im Unterschied zu den Amerikanern erst spät, am 31. Oktober 1945. Allerdings gab es vorher schon eine eher ungeordnete Jagd auf deutsche Soldaten in Zivil und „Nazis“, Denunziation und auch Korruption blühten. In Gefängnissen und Lagern waren die Insassen Folterungen und teilweise sadistischen Quälereien ausgesetzt. Von den etwa 200.000 Internierten kamen viele nicht wieder.

Über die Lage in der sowjetischen Besatzungszone – der späteren DDR – wird berichtet: Am Anfang stand vielerorts das Chaos; denn viele Beamte hatten sich beim Herannahen der Front nach Westen abgesetzt. Dann kam die Rote Armee. Sehr schnell sprachen sich ihre Grundsätze herum: Der ersten Welle gehören die Uhren, der zweiten die Weiber und der dritten die Klamotten.

Daneben herrschte permanente Faschistenjagd. Erschossen wurden mit Vorliebe Uniformträger wie Postboten, Feuerwehrleute und Eisenbahner, daneben „Kapitalisten“ wie Ärzte und Rechtsanwälte, aber auch Arbeiter und Angestellte. Der Görlitzer Pfarrer Franz Scholz berichtet: „Russische Soldaten sehen ja eine deutsche Arbeiterwohnung mit Wasserleitung, elektrischem Strom, Gardinen, Radio und Porzellangeschirr als Kapitalistenwohnung an“.

Eine Reihe von Städten wie etwa Neubrandenburg oder Demmin wurde ganz offiziell zur Brandschatzung, Plünderung und Vergewaltigung freigegeben. Hier galt, was der US-General Frank A. Keating über die Sowjetsoldaten in Berlin vermerkt hatte: „In vielen Fällen war ihr hemmungsloses Treiben dem der barbarischen Horden von Dschingis Khan zu vergleichen.“ Der äußere Anlaß für die Vernichtung einer Stadt war oft banal. Einmal hatte ein Apotheker-Ehepaar mit vergiftetem Wein Selbstmord begangen; plündernde Soldaten hatten von dem Rest getrunken und

Karlheinz Weißmann
(Hrsg.): *Die Besiegten. Die Deutschen in der Stunde des Zusammenbruchs*, Schnellroda 2005.

gleich hieß es: Sabotage! Ein anderes Mal hatte ein indoktriniertes Nationalsozialist aus seinem Haus auf Soldaten geschossen.

Die Folge der dauernden Massenvergewaltigungen waren Massenselbstmorde der Opfer, die oft auch ihre Kinder mit in den Tod nahmen. Allein in dem vorpommerschen Städtchen Demmin mit seinen 18 900 Einwohnern – hinzu kamen allerdings noch zahlreiche Flüchtlinge – dürfte es 1200 bis 2000 Selbstmorde gegeben haben. Diese Massenselbstmorde sind nicht zu verwechseln mit den Einzelselbstmorden fanatischer Hitler-Anhänger, die im ganzen Reich vorkamen.

Den Kampftruppen auf dem Fuß folgten spezielle Beutebataillone, die den Auftrag hatten, mehr oder minder alles abzutransportieren, was wirtschaftlich irgendwie verwertbar war. Auch „privat“ wurde exzessiv geplündert. Bezeichnend sind einige Moskauer Gerichtsverfahren gegen Offiziere. Aus dem Prozeß gegen Marschall Schukow, den hochdekorierten „Helden der Sowjetunion“, ist bekannt, daß die ermittelnden Behörden in seiner Stadtwohnung und seiner Datscha große Mengen an deutschem Goldschmuck entdeckten, ferner 4000 Meter Seide, Brokat und Samt, Hunderte von Pelzen, 44 Teppiche und große Gobelins aus Schlössern, 57 klassische Gemälde, Kisten voller Kristall, Porzellan und Tafelsilber.

Die neuen Konzentrationslager in Mitteldeutschland, die im russischen Amtsjargon SpezLag (Speziallager) genannt wurden, dienten offiziell der Säuberung von Nazis, praktisch aber der Sicherung der Sowjetdiktatur. Ein Standardwerk zum Thema berichtet: „Indes erschöpfte sich im sowjetischen Besatzungsgebiet eben der Zweck der Internierung nicht in einer so verstandenen Entnazifizierung. Weit darüber hinausgehend sollte er sich auch auf die Isolierung tatsächlicher oder vermeintlicher ‚Klassenfeinde‘ erstrecken, um so die unter dem Vorwand einer ‚antifaschistisch-demokratischen Umwälzung‘ forcierte radikale Umgestaltung in Staat und Gesellschaft wirksamer durchsetzen und Widerstand dagegen brechen zu können. Alexander Solschenizyn zitiert dazu aus dem Sprachgebrauch der Tscheka den zynischen Begriff der ‚sozialen Prophylaxe‘“ (Karl Wilhelm Fricke).

Auch die Totenlisten der neuen Lager sprechen eine eindeutige Sprache. Auf ihr stehen neben höheren NS-Funktionären und kleinen Beamten auch jüdische KZ-Insassen aus der Zeit vor 1945, neben Angehörigen der Intelligenzschicht auch Prominente wie der Schauspieler Heinrich George und Herzog Joachim Ernst von Anhalt, aktive Widerstandskämpfer gegen den Nationalsozialismus wie Justus Delbrück, Ulrich Freiherr von Seil, Dr. Ludwig Münch, Horst Graf von Einsiedel, Julius Scherff; von 5000 inhaftierten Sozialdemokraten starben 400. Die Gräber wurden eingeebnet und – wie schon in Katyn – mit Sträuchern und Bäumen bepflanzt.

In West- und Mitteldeutschland sind 1945 also zahlreiche Kriegs- und Nachkriegsverbrechen zu registrieren. Was sich aber im deutschen Osten jenseits von Oder, Neiße und Böhmerwald abspielte, erfüllt den Tatbestand des Völkermords, was im Folgenden noch zu begründen sein wird. In seinen Memoiren schreibt der US-amerikanische Diplomat George F. Kennan über den Zustand Ostpreußens im Jahr 1945: „Die Katastrophe, die über dieses Gebiet mit dem Einzug der sowjetischen Truppen hereinbrach, hat in der modernen europäischen Geschichte keine Parallele. Es gab weite Landstriche, in denen, wie aus den Unterlagen ersichtlich, nach dem ersten Durchzug der Sowjets von der einheimischen Bevölkerung kaum noch ein Mensch – Mann, Frau oder Kind – am Leben war, und es ist einfach nicht glaubhaft, daß sie allesamt in den Westen entkommen wären ... Ich selbst flog kurz nach Potsdam [gemeint ist die Potsdamer Konferenz vom 17. Juli bis 2. August 1945] mit einer amerikanischen Maschine in ganz geringer Höhe über die gesamte Provinz, und es bot sich mir ein Anblick eines vollständig in Trümmern liegenden und verlassenen Gebiets: vom einen Ende bis zum anderen kaum ein Zeichen von Leben ... [Die Russen hatten aus dem Land] die einheimische Bevölkerung in der Manier hinausgefegt, die seit den Tagen der asiatischen Horden nicht mehr dagewesen ist“.

Auf Einzelheiten ist hier nicht näher einzugehen; die Statistik spricht für sich. In Ostpreußen wohnten 1940 etwa 2,2 Millionen Menschen. Ende Mai 1945 registrierte die sowjetische Geheimpolizei NKWD noch 193.000. Über 100.000 davon lebten in Königsberg. Nur etwa 20000 Königsberger haben die sogenannte Befreiung überlebt.

Heinz Nawratil: *Schwarzbuch der Vertreibung*, München 2005.

Aufgrund der schmerzlichen Lehren der jugoslawischen Ereignisse der neunziger Jahre wissen wir heute, daß Greuelthaten und Massenmord kühl kalkulierte Mittel der ethnischen Säuberung sein können. Die Sowjetpolitik ist nachgerade als Schulbeispiel zu betrachten:

Da war zunächst die gewaltige, rassistisch gefärbte Haßkampagne, an der praktisch alle regimetreuen Literaten mitwirkten. Die Kommunisten kannten damals nur ein Gebot: Töte die Deutschen! Fast drei Jahre lang hämmerten Tausende von Zeitungsartikeln, Radiosendungen und Flugblättern dem Rotarmisten diese Forderung ein. Der Schriftsteller Ilja Ehrenburg sah in den Deutschen schlichtweg Pestbazillen: „Unter ihresgleichen betrachten die Mikroben wahrscheinlich Pasteur als einen Mörder. Aber wir wissen, daß er, der die Mikroben der Tollwut und Pest tötet, der wahre Menschenfreund ist“.

Hinzu kamen aufpeitschende Aufrufe der sowjetischen Heerführer. An der deutschen Grenze wurden Schilder mit dem Hinweis aufgestellt: „Soldat, jetzt betrittst du die Höhle der faschistischen Bestie!“ Oder: „Rotarmist, du stehst jetzt auf deutschem Boden – die Stunde der Rache hat geschlagen!“

Wie tief die rassistische Propaganda vielfach ins Unterbewußtsein eingedrungen war, zeigt eine Bemerkung von General Maslow, einem Divisionskommandeur unter Schukow. Er berichtet von deutschen Kindern, die in einer brennenden Stadt verzweifelt nach ihren Eltern schriehen. „Das Erstaunlichste für mich war“, schrieb Maslow, „daß sie genau so weinen wie unsere Kinder.“ Weniger indoktrinierte Rotarmisten warnten mehrfach die zurückgebliebenen Deutschen: „Die nach uns kommen sind schlecht“ oder: „Nach uns kommen Stalin-Schüler“.

Hand in Hand mit der Haßpropaganda ging die Straflosigkeit für Verbrechen an der Zivilbevölkerung. Ein und dieselbe Tat, in der Heimat ein gemeines Verbrechen, galt nun plötzlich als patriotische Leistung. Moskaus Propaganda hat später die Massenverbrechen geleugnet; die wenigen Ausschreitungen, die es gegeben habe, seien aus „verständlicher Erbitterung“ über die NS-Verbrechen in der Sowjetunion erfolgt.

Am 14. April 1945, als die Rote Armee Oder und Neiße erreicht hatte, erschien in der *Prawda* auf Befehl Stalins der Grundsatzartikel des Chefideologen des Zentralkomitees, Alexandrow: „Der Genosse Ehrenburg vereinfacht zu sehr.“ Er machte klar, daß man nicht die Ausrottung der Deutschen beabsichtige, sondern sich künftig an das alte Stalinwort halten wolle: „Die Hitler kommen und gehen, aber das deutsche Volk wird es immer geben.“ Vom Ende der Haßpropaganda bis zum Ende der Haßdelikte war es aber noch ein weiter Weg.

Nicht unerwähnt bleiben sollte hier schließlich noch die Verschleppung von annähernd 900.000 Zwangsarbeitern, die auf der Konferenz von Jalta (4. bis 11. Februar 1945) sogar die Zustimmung der Westmächte fand. 500.000 Deutsche aus den Vertreibungsgebieten nannte man „Reparationsverschleppte“, weil Moskau ihre Zwangsarbeit als eine Form der Reparationen ansah. Der Rest waren zwangsrepatriierte Rußland- und Baltendeutsche, einige tausend stammten aus der sowjetischen Besatzungszone. Das Schicksal dieser modernen Sklaven war noch wesentlich grausamer als das der sogenannten Ostarbeiter unter Hitler: Mütter wurden von ihren Kindern getrennt; 15 – 16 Arbeitsstunden pro Tag waren die Regel. Nur gut die Hälfte der Zwangsarbeiter überlebte, meist mit schweren Gesundheitsschäden.

Nicht unerwähnt bleiben sollte schließlich die üble Rolle vieler NS-Größen, die die Evakuierung der bedrohten Gebiete wider besseres Wissen über Gebühr verzögert hatten, sich selbst in letzter Minute in den Westen absetzten und die Bevölkerung – im wesentlichen nur noch Frauen, Kinder und Greise – ihrem Schicksal überließen. Zu allem Überdruß wurden die vorhandenen Alkoholvorräte vielfach nicht vernichtet in dem Glauben, dadurch die Kampfkraft des Feindes zu untergraben. Die Folgen für die zurückgebliebenen Deutschen waren verheerend.

Religiöse Menschen in Schlesien und anderswo hofften, nach dem Übergang der Verwaltung von den „gottlosen Sowjets“ auf die „katholischen Polen“ würden sich die Zustände bessern; sie wurden bitter enttäuscht. Die polnische Miliz war oft aus sehr fragwürdigen Elementen zusammengesetzt. Zwar schätzte man Kreuze, Madonnen und Herz-Jesu-Bilder in den Autos, verhielt sich aber im übrigen alles andere als christ-

lich. Zum Zweck des „ordnungsgemäßen Transfers“ und der „politischen Säuberung“ wurden 1255 Lager verschiedener Größe und 227 Gefängnisse eingerichtet, in denen sich oft Sadismus und exzessive Grausamkeit austoben konnten. Einige dieser Lager müssen sogar als Vernichtungslager bezeichnet werden. Zum Thema der Nachkriegs-KZs gibt es reichlich Literatur. Besonders unter die Haut geht uns heute vielleicht das Buch des prominenten US-Journalisten John Sack *Auge um Auge*, weil es in nüchterner Sprache professionell berichtet und auch Interviews mit ehemaligen Lagerkommandanten enthält.

Auch im tschechoslowakischen Machtbereich etablierten sich nach Kriegsende Konzentrationslager, Gefängnisse und Folterkeller. Ihre Betreiber waren selbsternannte Partisanen, die ihren „Widerstand“ – anders als ihre polnischen Kollegen – meist erst nach dem 8. Mai 1945 begonnen hatten. In Prag wurden Pogrome und andere Formen der Deutschenhate zeitweise sogar zum Volkssport. Douglas Botting schreibt in seinem Buch *In the Ruins of the Reich*: „Tschechische Bürger, die den Drang verspürten, zu foltern oder zu töten, konnten ihre Opfer persönlich unter den Deutschen auswählen, die man wie lebender Hummer in einem Fischlokal in den Kellern der sogenannten Partisanen hielt“.

In Prag wurde 1945 auch der Judenstern neu erfunden. Sämtliche Deutsche mußten weiße Stoffteile mit dem Buchstaben N (für *Nemec* = Deutscher) tragen. Für sie galten administrative Schikanen und gekürzte Lebensmittel-Rationen, die Hitlers Judengesetzen nachgebildet waren. Durch Gesetz vom 8. Mai 1946 wurden außerdem alle Verbrechen an Deutschen zu rechtmäßigen Handlungen erklärt. Ein noch grausameres Schicksal traf nur die Deutschen in Jugoslawien. Von 200.000 nicht geflüchteten Zivilisten wurden 170.000 in Konzentrationslager gesteckt. 51000 sind ermordet worden oder in den Lagern elend zugrunde gegangen.

Summa summarum war die Deutschenvertreibung von 1945 die größte ethnische Säuberung der Weltgeschichte. Die historische Dimension wird etwas deutlicher, wenn man sich vor Augen hält, daß die Bevölkerung aller Vertreibungsgebiete (unter Einbeziehung der verschleppten Rußlanddeutschen) damals in etwa derjenigen der Republiken Irland, Island und Finnland sowie der Königreiche Dänemark, Norwegen und Schweden – zusammengenommen! – entspricht. Zu erinnern ist auch an mindestens 2,5 Millionen vergewaltigte Frauen im deutschen Sprachraum. Weit über 40 Prozent wurden mehrfach vergewaltigt, etwa 12 Prozent der Opfer starben an den Folgen oder durch Selbstmord. Bedenkt man, daß sich die Rote Armee in Ungarn und sogar in Jugoslawien und Polen fast ebenso schlimm benommen hat, dann wird schnell klar, daß es sich hier um die größte Massenvergewaltigung handelt, die Europa jemals gesehen hat.

Die Zahl der Deutschen, die bei der Vertreibung durch gezielte Tötungshandlungen oder an Mißhandlung, Erschöpfung, Kälte oder Hunger starben, hat das Statistische Bundesamt 1958 mit 2,23 Millionen errechnet – ohne die Opfer von Rußlanddeutschen und der zugezogenen Westdeutschen. Berücksichtigt man auch deren Verluste, so kommt man auf 2,8 bis 3 Millionen Menschen, die durch Vertreibung oder Verschleppung ihr Leben verloren. Das entspricht etwa der seinerzeitigen Einwohnerzahl der Republik Irland.

All diese Vorgänge erfüllen den Tatbestand des Genozids gemäß der UNO-Konvention über den Völkermord und gemäß Paragraph 6 des deutschen Völkerstrafgesetzbuchs. Dies hat der international bekannte und anerkannte UN-Gutachter Prof. Felix Ermacora schon 1991 und 1996 in zwei umfangreichen Expertisen festgestellt. Erst 1999 schloß sich die deutsche Justiz in eindeutiger Weise der Rechtsauffassung Ermacoras an. Die Erlebnisse der Zivilbevölkerung im Jahr 1945 lassen sich also nicht auf eine simple Kurzformel bringen, am wenigsten auf die von der reinen Befreiung. Am ehrlichsten hat vielleicht der erste Bundespräsident Theodor Heuss geurteilt: „Dieser 8. Mai ist die tragischste und fragwürdigste Paradoxie für jeden von uns. Warum denn? Weil wir erlöst und vernichtet in einem gewesen sind“.



Opfer des Massakers von Goldap durch sowjetische Truppen

John Sack: *Auge um Auge. Die Geschichte von Juden, die Rache für den Holocaust suchten*, zuletzt Hamburg 1995.

Geschichtsbilder und Generationenfolge

von Fritz Süllwold

Veränderungen von Geschichtsbildern kommen in der Generationenfolge nicht selten vor. Solche Veränderungen bleiben manchmal ohne durchschlagende Wirkungen im politischen und gesellschaftlichen Bewußtsein einer Generation, zuweilen haben sie aber auch dramatische Konsequenzen von existentieller Bedeutung. Von besonderem Interesse sind in diesem Zusammenhang Veränderungen von Vorstellungen über das Verhalten und Erleben der Normalbevölkerung der Nation in einer herausragenden historischen Epoche. Für die deutsche Nation kommt hier vor allem die Epoche des Nationalsozialismus (kurz: NS-Epoche) in Betracht.

Wir haben uns in vielfältigen und langwierigen empirischen Untersuchungen eingehend mit den vergangenheitsbezogenen Vorstellungen beschäftigt, die in der sogenannten Aufbaugeneration anzutreffen sind, also bei der Generation von Deutschen, die nach dem Zweiten Weltkrieg den materiellen, wirtschaftlichen, politischen und gesellschaftlichen Aufbau wesentlich bewirkte. Unsere Personenstichprobe der Aufbaugeneration reichte vom Geburtsjahrgang 1907 bis zum Jahrgang 1927. Alle Personen dieser Stichprobe hatten also die NS-Epoche bewußt erlebt.

Die Datenerhebung bei unserer in den neunziger Jahren durchgeführten Untersuchung erfolgte nach der von mir so genannten Methode der „Systematischen Erhebung von Fremdbeobachtungen“ (SEF). Damit ist gemeint, daß die Männer und Frauen unserer Personenstichprobe nicht über sich selbst, namentlich nicht über ihre persönlichen Reaktionen auf epochentypische Sachverhalte und Ereignisse berichteten, sondern ausschließlich mitteilten, welche Reaktionen sie bei deutschen Normalbürgern ihrer jeweiligen Umgebung im Beobachtungszeitraum von 1933 bis 1945 wahrgenommen hatten, meistens als verbale Äußerungen, zuweilen aber auch in Form nonverbalen Ausdrucksverhaltens.

Die von uns herangezogenen Zeitbeobachter nahmen zu insgesamt 194 Fragen über die Reaktionen von Normalbürgern auf Sachverhalte und Ereignisse der NS-Epoche Stellung. Bei der Formulierung der Fra-

Fritz Süllwold: *Deutsche Normalbürger 1933–1945. Erfahrungen, Einstellungen, Reaktionen*, München 1995.

gen sowie der Kategorisierung und Bewertung der Antworten wurden gedächtnispsychologische Gesetzmäßigkeiten und Erkenntnisse der Aussagepsychologie sorgfältig berücksichtigt.

Die Wahrnehmungen der Zeitbeobachter können zur Beantwortung der Frage beitragen, wie es in der Vorkriegszeit, also von Februar 1933 bis September 1939, zur Etablierung und Konsolidierung der nationalsozialistischen Herrschaft kam. Das Gros der deutschen Normalbevölkerung stand den Nationalsozialisten zunächst durchaus abwartend und nicht selten auch skeptisch gegenüber. Das wird unter anderem durch regulär zustande gekommene Wahlergebnisse belegt, bei denen die NSDAP niemals auch nur die Hälfte der Wählerstimmen erhielt. Bei den letzten wirklich freien Reichstagswahlen am 6. November 1932 erreichte die NSDAP bloß 33,1 Prozent der abgegebenen Stimmen. Sogar bei den nicht mehr ganz korrekten Wahlen am 5. März 1933 erzielte sie lediglich 43,9 Prozent der abgegebenen Stimmen. Es ist nicht bekannt, wie viele Stimmen die NSDAP bei wirklich freien Wahlen in der späteren NS-Epoche erhalten hätte. Jedoch gibt es zuverlässige Hinweise, daß die Zustimmung zur NS-Regierung in der Vorkriegszeit anstieg und daß diese vermehrte Zustimmung zur Festigung der Herrschaft der Nationalsozialisten beitrug.

Für die Erweiterung der Zustimmung gab es im Erleben der Normalbürger vor allem fünf Gründe, die nachfolgend kurz gemäß dem Rang ihrer Bedeutung aufgeführt werden:

- (1) Die Beseitigung der Auswirkungen des Versailler Vertrages, dessen Stellenwert im Bewußtsein der damaligen Deutschen die heutigen Nachgeborenen wegen völlig veränderter Rahmenbedingungen kaum noch verstehen können. Nach den Wahrnehmungen der Zeitbeobachter empfanden fast alle Deutschen den Versailler Vertrag als große Ungerechtigkeit, als tiefe Demütigung und als unerfüllbar. Zu der Frage „Galt in der Bevölkerung die NS-Politik als erfolversprechender Ansatz, die Auswirkungen des Versailler Vertrags zu tilgen?“ machten die Zeitbeobachter auf Grund ihrer Wahrnehmungen bei Normalbürgern der Umgebung die folgenden Angaben: „Ja, durchaus“ (61 Prozent), „zumindest als erfolgreicher als andere Ansätze“ (35 Prozent), „nein“ (4 Prozent). Wichtig war in der Bevölkerung auch der Eindruck, daß durch mehrere Maßnahmen der neuen Reichsführung Deutschland international wieder Respekt verschafft wurde.
- (2) Die schnelle und drastische Reduktion der Arbeitslosigkeit. Zu der Frage „Gab es ab Mitte der dreißiger Jahre noch Angst vor Arbeitslosigkeit?“ bemerkten die Zeitbeobachter: „Ja, ziemlich oft“ (5 Prozent), „nur noch selten“ (44 Prozent), „fast nie“ (51 Prozent). Nachgeborene sollten zu diesem Punkt zur Kenntnis nehmen, daß Arbeitslosigkeit damals eine sehr viel größere materielle Not und Existenzgefährdung bedeutete als heute.
- (3) Der wirtschaftliche Aufschwung, den viele zuvor nicht für möglich gehalten hatten.
- (4) Eine Reihe neuartiger sozialer Einrichtungen und Maßnahmen (Winterhilfswerk, Müttergenesungswerk, KdF-Auslandsreisen, zum Beispiel Schiffsreisen für Arbeiter, die Ausstattung eines großen Bevölkerungsteils mit dem leicht erschwinglichen Radiogerät „Volksempfänger“ und anderes).
- (5) Die energische Bekämpfung der (unpolitischen) Alltagskriminalität und der Eindruck einer merklichen Steigerung der inneren Sicherheit und Ordnung. Die Wichtigkeit dieses Punktes, namentlich für das Staaterleben der „einfachen Leute“, wird heute oft verkannt. Daß die Steigerung der Rechtssicherheit nicht im politischen Raum galt, war den Bürgern nach den Beobachtungen unserer Zeitzeugen offenbar bewußt.

Sehr viele Mitglieder der Aufbaugeneration, die ebenfalls die NS-Epoche bewußt erlebt hatten, haben sich zu unserem 2001 in Buchform erschienen Bericht über die deutsche Normalbevölkerung jener Zeit, namentlich über deren Erfahrungen, Einstellungen und Reaktionen, spontan und ausführlich geäußert. Dabei ergab sich zu fast allen Punkten eine hochgradige Zustimmung, so daß man es hier offenbar mit einem Geschichtsbild zu tun hat, in dem die Zeitgenossen der historischen Epoche die von ihnen



*Integration durch Konsum,
Werbepplakat für den
KdF-Wagen, den späteren
Volkswagen von 1938*

*Karlheinz Weißmann:
Der Weg in den Abgrund.
Deutschland unter Hitler
1933-1945, München 1997.*

seinerzeit erlebte Realität wiedererkennen. Das gilt in besonderem Maße auch für die nach der SEF-Methode ermittelten Quantitäten, also für numerische Angaben über die Häufigkeit oder Seltenheit einzelner Bevölkerungsreaktionen.

Um die systematisch erhobenen Erinnerungen der Zeitgenossen der NS-Epoche mit den Vorstellungen von nachgeborenen Deutschen über das Verhalten und Erleben der Normalbürger jener Zeit vergleichen zu können, haben wir auch den Nachgeborenen die 194 epochenbezogenen Fragen zur Stellungnahme vorgelegt. Mit Nachgeborene sind hier Deutsche ab dem Geburtsjahrgang 1950 gemeint. Bei der Untersuchung vertreten waren vor allem Angehörige der Jahrgänge 1960 bis 1975. Es

handelt sich hier also, kurz gesagt, um einen Vergleich der Geschichtsbilder der Aufbaugeneration mit den epochenbezogenen Geschichtsbildern, die bei den heutigen jüngeren Deutschen anzutreffen sind. Neben diesen gezielt erhobenen Daten haben wir auch zahlreiche Äußerungen über gesprächsweise festgestellte epochenbezogene Vorstellungen jüngerer Deutscher einbezogen. Diese Äußerungen sind uns spontan von älteren Deutschen, die ebenfalls Zeitgenossen der NS-Epoche waren, zugegangen.

Insgesamt ist festzustellen, daß viele Nachgeborene über das Verhalten und Erleben des Gros der deutschen Normalbürger in der NS-Epoche Vorstellungen hegen, die sich von den weitgehend übereinstimmenden Erfahrungen seriöser und politisch gänzlich unbelasteter Zeitgenossen der Epoche kraß unterscheiden.

Im Hinblick auf die Erkenntnislage, zu der auch etliche einschlägige objektive Daten beitragen, kann ohne nennenswertes wissenschaftliches Risiko konstatiert werden, daß die Vorstellungen dieser Nachgeborenen weitgehend falsch sind. Sehr auffällig und schwerwiegend erscheint, daß die falschen Vorstellungen der Nachgeborenen immer in der gleichen, nämlich einer pointiert negativen Richtung von der Realität des Verhaltens und Erlebens des Gros der damaligen deutschen Normalbürger abweichen.

Erfreulicherweise gibt es aber auch Nachgeborene, die in bemerkenswertem Ausmaß realistische Vorstellungen über die Reaktionen deutscher Normalbürger auf epochentypische Sachverhalte und Ereignisse der NS-Zeit haben. Anscheinend handelt es sich bei diesen Nachgeborenen jedoch um eine Minderheit. Die Gründe für die Abweichung vom überwiegenden Geschichtsbild der Nachgeborenen scheinen vornehmlich in Informationen aus dem familiären Umfeld zu liegen.

Generell zeigt sich das Phänomen, daß die vergangenheitsbezogenen Vorstellungen, namentlich bei grundsätzlich negativ eingestellten Nachgeborenen, in sachlich unzulässiger Weise undifferenziert, vereinfachend und verallgemeinernd zu sein pflegen. Während die Zeitgenossen und Zeitbeobachter der NS-Epoche bei fast jeder der 194 Fragen von recht verschiedenen Reaktionen in der Normalbevölkerung berichtet und unterschiedliche Häufigkeiten der jeweiligen Reaktionsweisen angegeben haben, kennen die Nachgeborenen oft nur eine einzige Verhaltens- und Erlebensart und betrachten diese als „die“ Reaktionsweise der Bevölkerung. Zum Beispiel gaben die Zeitbeobachter zu der Frage „Wie reagierte die Normalbevölkerung auf Ausschreitungen in der sogenannten Reichskristallnacht im Jahre 1938?“ fünf Reaktionen an, nämlich „mit Befremden“, „bedrückt“, „mit Sorge“, „mit Gleichgültigkeit“ und „mit Zustimmung“. Von den Zeitbeobachtern hatten nur 1 Prozent Zustimmung und 15 Prozent Gleichgültigkeit wahrgenommen. Die überwältigende Mehrheit der Zeitbeobachter registrierte bei Normalbürgern Befremden, Bedrücktheit und Sorge. Diese Häufigkeitsrelationen werden durch Informationen aus anderen Datenquellen gut gestützt (selbstverständlich gab es auch einige

lokale Besonderheiten mit anderen Häufigkeiten).

Unter den nachgeborenen Deutschen findet man jedoch nicht wenige, die fest überzeugt sind, die Normalbürger hätten durchgehend oder zumindest überwiegend mit Zustimmung, äußerstenfalls noch mit Gleichgültigkeit auf die Ausschreitungen reagiert. Diese Nachgeborenen haben also zu jenem wichtigen historischen Datum ein Geschichtsbild, das faktisch unzutreffend ist.

Ein fundamentaler und in politisch-gesellschaftlicher Hinsicht folgenreicher Fehler in den Geschichtsbildern von vielen Nachgeborenen besteht darin, daß die Erlebniswelten und das Erlebnisprofil der Normalbürger der NS-Epoche gegenüber der Realität völlig verschoben werden. Das, was für die meisten Bürger der NS-Zeit im Vordergrund des Wahrnehmens, Erlebens und persönlichen Handelns stand, was sie vornehmlich interessierte und beschäftigte, tritt in den Vorstellungen vieler Nachgeborener über die Erlebniswelten ihrer Vorfahren weit in den Hintergrund; oft ist es dort sogar überhaupt nicht vorhanden. Dagegen rangieren andere Inhalte, die für die meisten Normalbürger in der NS-Epoche von untergeordneter Bedeutung waren und kein besonderes Interesse fanden oder damals unbekannt waren, in den Vorstellungen von Nachgeborenen als die wichtigsten und permanent gegenwärtigen Erlebnisgegenstände der Epoche.

Namentlich für die „Judenfrage“ haben sich die meisten Normalbürger nicht sonderlich interessiert, was unter anderem damit zusammenhing, daß die Juden im Deutschen Reich nicht einmal 1 Prozent der Gesamtbevölkerung bildeten und viele Bürger keinerlei Kontakt mit jüdischen Deutschen hatten. Zahlreiche Nachgeborene stellen sich heute dagegen vor, daß damals fast jeder Bürger ständig mit dem Schicksal der Juden konfrontiert wurde und daß die Dauerbeschäftigung mit der Drangsalierung der Juden einen großen Teil der individuellen Informationsaufnahme und Informationsverarbeitung der Normalbürger in Anspruch nahm. Die Vorstellung von Nachgeborenen, daß das Verhältnis zu den Juden ein zentrales, wenn nicht gar das alles beherrschende Thema der Normalbürger in der NS-Epoche gewesen sei, ist das Ergebnis eines lernpsychologischen Generalisierungsprozesses.

Niemand stellt heute in Frage, daß nach dem öffentlichen Bekanntwerden der furchtbaren jüdischen Schicksale in der Epoche des Nationalsozialismus der Holocaust eine herausragende Bedeutung für die deutsche Geschichte erlangt hat. Wenn allerdings Nachgeborene diesen Bedeutungsaspekt auf die tatsächlichen Erlebniswelten der deutschen Normalbürger in der NS-Epoche generalisieren, ist das nach den Belehrungen in der Schule und den Beeinflussungen durch Massenmedien zwar lernpsychologisch erklärbar, in der Sache aber nicht korrekt. Die massenhafte physische Vernichtung von Juden war für das Gros der deutschen Normalbevölkerung in der NS-Epoche kein realistisches Thema, das sich durch unbezweifelbare Fakten aufdrängte und mithin eine mentale Zuwendung und Stellungnahme erforderlich machte. Daß der Holocaust ein Gemeinschaftswerk des deutschen Volkes gewesen sei, ist für die Normalbürger der NS-Epoche und dementsprechend für die Aufbaugeneration in der Regel eine ganz und gar realitätswidrige, absurde und auch bösartige agitatorische Behauptung.

Bei Nachgeborenen kann man diese These in jüngerer Zeit nicht selten antreffen. Heute findet man auch in sonst seriösen Zeitungen gelegentlich Behauptungen, die eine grotesk anmutende Wirklichkeitsverkennung bezüglich der Erlebniswelten und des Verhaltens deutscher Normalbürger



Integration durch Propaganda, Plakat für die Volksabstimmung zum Anschluß Österreichs, 1938

Hans Dieter Schäfer: *Das gespaltene Bewußtsein. Deutsche Kultur und Lebenswirklichkeit 1933-1945*, München und Wien 1981.

in der NS-Epoche offenbaren. In den neunziger Jahren konnte man zum Beispiel in einer einflußreichen Zeitung lesen, die Deutschen hätten sich in den ersten Jahren nach dem Kriege so intensiv, fleißig und ausdauernd dem wirtschaftlichen Aufbau (dem sogenannten Wirtschaftswunder) gewidmet, um ihre Untaten in der Epoche des Nationalsozialismus zu vergessen und Schuldgefühle zu unterdrücken. Die unablässige Beschäftigung mit dem Neuaufbau von Wirtschaft, Staat und Gesellschaft habe das Besinnen auf die vorangegangene Epoche und ein angemessenes Erinnern an die Verbrechen in dieser Epoche verhindern und ein „Verdrängen“ der Vergangenheit ermöglichen sollen. Daß dieser von Nachgeborenen produzierte erstaunliche Unsinn nicht nur Informationsdefizite und Realitätsausblendungen anzeigt, sondern auch eine mit ihren Weiterungen höchst bedenkliche psychische Verfassung offenbart, wird leider von vielen nicht erkannt.

Denn nicht selten machen Zeitgenossen der NS-Epoche die rational nicht zu erfassende Erfahrung, daß Nachgeborene sie darüber belehren oder ihnen sogar vorschreiben wollen, was sie in jener Epoche erlebt haben. Selten dürfte in der Geschichte der Völker eine so große Diskrepanz zwischen den Geschichtsbildern benachbarter Generationen anzutreffen sein wie zwischen den Erinnerungen von Zeitgenossen an das Verhalten und Erleben deutscher Normalbürger in der NS-Epoche und den zugehörigen Vorstellungen von Nachgeborenen. Die mit dieser Diskrepanz sich ergebenden, auf ungerechtfertigten Verallgemeinerungen basierenden negativen Kollektivvorstellungen gehören zu den wichtigsten Faktoren des in jüngster Zeit oft beklagten Mangels an Patriotismus, an Gemeinschaftsgefühl und Gemeinsinn.

Schon in den ersten Jahren nach dem Kriege gab es mancherlei Versuche, die Deutschen kollektiv zu beschuldigen, an schlimmen Untaten beteiligt gewesen oder zu diesen zumindest in irgendeiner Weise beigetragen zu haben. Derartigen Versuchen war kein nennenswerter Erfolg beschieden, weil die damaligen Normalbürger auf Grund ihrer konkreten persönlichen Erfahrungen energisch gegen derartige Unterstellungen zu protestieren pflegten. Sie konnten ohne Unsicherheitsgefühle zwischen jenen, die handelnd schuldig geworden waren, und schuldlosen Deutschen unterscheiden und hatten auch realistische Vorstellungen über den Umfang und die Zusammensetzung von Tätergruppen. Auch die damals führenden Politiker, etwa Bundeskanzler Konrad Adenauer und Bundespräsident Theodor Heuss, wandten sich entschieden gegen generalisierende Schuldvorwürfe, wohl auch deshalb, weil sie sonst bei der Bevölkerung unglauwbüdig geworden wären.

Bestrebungen, die deutsche Bevölkerung pauschal zu beschuldigen und den Holocaust als eine Art Gemeinschaftswerk des deutschen Volkes zu kategorisieren, fanden erst bei Nachgeborenen Resonanz, die die NS-Epoche nicht selbst erlebt hatten. Nicht alle Nachgeborenen akzeptierten dieses realitätswidrige Geschichtsbild, jedoch erstaunlich viele. Seit dem Ende der sechziger Jahre des 20. Jahrhunderts sind grob verzerrende und nicht selten nachweislich falsche Behauptungen über das Verhalten und Erleben der deutschen Gesamtbevölkerung in der NS-Epoche immer häufiger geworden, und sachlich begründete Korrekturen und Zurückweisungen unzutreffender Geschichtsbilder erfolgen immer seltener. Ungeniert werden heute in den Medien Behauptungen aufgestellt, die in den fünfziger und sechziger Jahren wegen ihrer offensichtlichen Absurdität nur Kopfschütteln ausgelöst hätten und nicht ernst genommen worden wären.

Warum hegen heute viele nachgeborene Deutsche so hartnäckig nicht nur verzerrende und wirklichkeitsverdrehende, sondern auch nachweislich falsche Vorstellungen über das Verhalten und Erleben ihrer Vorgänger in der NS-Epoche? Welche Ursachen und fördernden Faktoren dieser Geschichtsbilder lassen sich identifizieren? Ein wichtiger Kausalfaktor dürfte die von mir so genannte „journalistische Geschichtsschreibung“ sein. Die „journalistische Geschichtsschreibung“, die keineswegs nur – und auch nicht immer! – von Journalisten betrieben wird, orientiert sich an den Zielsetzungen und Verfahrensweisen des Journalismus und erfüllt nicht die Kriterien wissenschaftlicher Historiographie.

Die journalistische Tendenz zeigt sich unter anderem in einer extremen Selektivität. Von den vielen Einzelheiten, Ereignissen und Sachverhal-



Die Wahrnehmung der Modernisierung: Berlin, Friedrichstraße in den dreißiger Jahren

ten einer historischen Epoche werden nur einige wenige herausgegriffen, nämlich jene, die besonders auffällig und sensationell erscheinen und viel Aufsehen sowie starke emotionale Reaktionen hervorrufen. Das für die wissenschaftliche Geschichtserkenntnis und Geschichtsschreibung essentielle Bemühen um das vollständige oder zumindest repräsentative Erfassen und Berücksichtigen aller epochentypischen Einzelheiten unterbleibt. Unterlassen wird bei der „journalistischen Geschichtsschreibung“ insbesondere das schwierige und geistig anspruchsvolle Aufspüren von vielfältigen Kausalbeziehungen und korrelativen Zusammenhängen zwischen zahlreichen Sachverhalten und Ereignissen der Epoche. Gemeint ist hier das rational begründete und empirisch gestützte Zusammenhangsdenken. Leichtfertiges Beziehungsdenken findet man in der „journalistischen Geschichtsschreibung“ durchaus. Dazu zählt etwa die Behauptung, der in der deutschen Normalbevölkerung anzutreffende Antisemitismus sei ein fundamentaler Kausalfaktor des Holocaust gewesen.

Bei der Erörterung der NS-Epoche in den Medien, offenbar aber auch nicht selten in den Schulen, dominiert eine enorme Selektivität. Pausenlos wird auf grausame Vorgänge in den Konzentrationslagern des Ostens und auf Untaten von hinter der Front operierenden Einsatzgruppen hingewiesen. Zweifellos gehören diese Vorgänge zu den herausragenden Geschehnissen des 20. Jahrhunderts, allerdings in der Regel nicht zu den Erlebnis- und Erfahrungswelten der Normalbürger. Nicht wenige jüngere Deutsche verbinden heute mit der NS-Epoche kaum etwas anderes als den Holocaust, und etliche meinen auch, daß die systematische Judenvernichtung für die damaligen Normalbürger das dominierende und stets gegenwärtige Thema gewesen sei. Das Entstehen solcher realitätswidrigen Ansichten kann weitgehend mit lernpsychologischen Generalisierungsgesetzmäßigkeiten erklärt werden.

Selbstverständlich entsteht in diesem Kontext die Frage, wie sich allfällige Korrekturen falscher oder weitgehend verzerrter Geschichtsbilder, namentlich inkorrekt verallgemeinernder Behauptungen über das Erleben und Verhalten des Gros der Normalbevölkerung, durch überlebende Zeitgenossen der NS-Epoche ausgewirkt haben. Diesen Zeitgenossen war eine gewisse Reputation dadurch erwachsen, daß sie als Mitglieder der sogenannten Aufbaugeneration eine der erstaunlichsten und weltweit bewunderten Aufbauleistungen des 20. Jahrhunderts erbracht hatten. Tatsächlich sind korrigierende Äußerungen von Zeitgenossen, zum Teil auch in Form von Leserbriefen in Zeitungen, bei einem Teil der Nachgeborenen wirksam geworden. Bei dem anderen und anscheinend größeren Teil blieben sie aber ohne erkennbare positive Resonanz.

Für diesen Mißerfolg war vor allem eine Mentalität oder Grundeinstellung verantwortlich, die in der sogenannten Achtundsechzigergeneration anzutreffen war und die sich unter anderem in der Weigerung äußerte, von Älteren Aufklärung und Belehrungen entgegenzunehmen. Die Achtundsechziger waren in hohem Maße und nicht selten auf eine fanatisch und bösartig anmutende Weise bestrebt, die ältere Generation,

Christopher R. Browning:
Ganz normale Männer. Das Reserve-Polizeibataillon 101 und die „Endlösung“ in Polen, Reinbek bei Hamburg 1993.

also ihre direkten Vorfahren, abzuwerten, als verachtenswert sowie als töricht und lächerlich erscheinen zu lassen. Dabei wurden enorme Gedächtnisverluste und Erinnerungsverfälschungen durch „Verdrängung“, insbesondere „kollektive oder soziale Verdrängung“, „Schuldabwehr“, „Selbsttäuschung“, „Selbstrechtfertigungsstreben“ und dergleichen mehr behauptet. Es wurde also unterstellt, die Älteren hätten das Furchtbare, das sie seinerzeit angeblich taten oder wahrnahmen, total vergessen.

Jedoch muß sich jede bevölkerungsbezogene Geschichtsschreibung an einem gut verfügbaren Außenkriterium messen lassen. Dieses Kriterium besagt, daß bei qualifizierten Zeitgenossen der historischen Epoche durch die Texte der Geschichtsschreibung ein Wiedererkennen der vormalig erlebten Realität erfolgt. Wenn seriöse, intelligente und honorige Zeitgenossen der historischen Epoche in der vorliegenden Geschichtsschreibung die früher von ihnen erfahrene Realität übereinstimmend nicht wiedererkennen, sollte diese Geschichtsschreibung als inkorrekt gelten, wie oft auch auf „die Aktenlage“ hingewiesen werden mag. Die realitätskonforme Geschichtsschreibung über das Verhalten und Erleben der Normalbevölkerung einer historischen Epoche läßt sich meistens nicht den Akten entnehmen, die Historiker bevorzugt zu beachten pflegen.

Bei einer Reihe von historiographischen Fragestellungen kann durch die herangezogenen Akten und deren naive Interpretation die historische Realität sogar erheblich verzerrt oder ganz verfälscht werden. Neben dem einfältigen Benutzen fragwürdiger Akten spielen gewisse Neigungen mancher „Geisteswissenschaftler“ oft eine verhängnisvolle Rolle bei der Entstehung wirklichkeitsfremder Geschichtsbilder. Das sind die Neigungen zu leichtfertigen, das heißt empirisch nicht hinreichend fundierten Verallgemeinerungen und zu Typisierungen sowie zum ausgeprägten Schlagwortdenken und Schlagwortvokabular. Bei der Genese irreführender Geschichtsbilder über das Verhalten und Erleben deutscher Normalbürger in der NS-Epoche waren und sind derartige Tendenzen wesentlich beteiligt. Verzerrende und falsche Geschichtsbilder bei Nachgeborenen können sich langfristig verheerend auswirken. Die generalisierten und anscheinend kaum korrigierbaren negativen Vorstellungen, die viele Nachgeborene über das Verhalten und Erleben deutscher Normalbürger in der NS-Epoche hegen, verhindern oder beschränken zumindest eine positive Identifikation mit der eigenen Nation.

Patriotismus, Gemeinschaftsgefühl und Gemeinsinn sind dementsprechend schwach entwickelt. Damit entfallen die emotionalen Regungen und moralischen Kräfte, die für die Beendigung des jetzigen deutschen Niedergangs und einen erneuten Aufschwung unerlässlich sind. Ein krasser Egoismus hat sich ausgebreitet, der es vielen unverständlich und sogar töricht erscheinen läßt, angesichts von nationalen Problemen und Schwierigkeiten nicht nur an sich selbst zu denken, sondern auch um die Zukunft und den Fortbestand des Landes besorgt zu sein. Nur noch wenige der heutigen Deutschen fühlen sich der nationalen Gemeinschaft aller Bürger verpflichtet und sind bereit, in Situationen nationaler Bedrängnis die persönlichen Geschäfte und Vorteile gegenüber Erfordernissen von Land und Nation zeitweise hintanzustellen sowie Lasten und Einschränkungen zugunsten des Ganzen auf sich zu nehmen. Notwendige Reformen in Staat und Gesellschaft, die persönliche Einschränkungen verlangen, sind damit unmöglich. An die Stelle eines normalen Nationalbewußtseins, das in der Aufbaugeneration durchaus vorhanden war, ist heute vielfach eine ethnonegative Grundhaltung getreten.

Die Geschichte einer Nation und eines Landes ist zu einem beträchtlichen Teil eine Funktion der in der Bevölkerung verbreiteten Grundeinstellungen, die in der Regel überaus persistent zu sein pflegen. Der Wechsel von Grundeinstellungen, der sich hierzulande bei dem Übergang von der Aufbaugeneration zu den nachfolgenden Generationen ergeben hat, ist ein politisch-gesellschaftlicher und historischer Prozeßfaktor großen Ausmaßes.

Autoren dieses Heftes

Winfried Knörzer, 1968, geisteswissenschaftliches Studium, promoviert in Philosophie.

Heinz Nawratil, 1937, Studium der Rechtswissenschaften, arbeitet als Notar. Buchveröffentlichungen der letzten Jahre:

Der Kult mit der Schuld, München 2002

Das Schwarzbuch der Vertreibung 1945–1949, München 2005 (Neuauf-
lage)

Rolf Schilling, 1950, Dichter und Essayist.

Buchveröffentlichungen der letzten Jahre:

Halkyon: Gedichte (1995–1996), München 1997

Feuerlilie: Gedichte (1992–1994), München 1995

Eros und Ares: Essays, München 1994

Tage der Götter: Gedichte, München 1991

Stefan Scheil, 1963, Studium der Geschichte und Philosophie, promoviert als Historiker. Buchveröffentlichungen der letzten Jahre:

1940/41 – Die Eskalation des Zweiten Weltkriegs, München 2005

Legenden, Gerüchte, Fehlurteile – ein Kommentar zur 2. Auflage der Wehrmachtausstellung des Hamburger Instituts für Sozialforschung, Graz 2003

Fünf plus Zwei – die europäischen Nationalstaaten, die Weltmächte und die vereinte Entfesselung des Zweiten Weltkriegs, Berlin 2003

Harald Seubert, 1967, Studium der Philosophie, Neueren Geschichte, Literaturwissenschaft, Sozialwissenschaften und Evangelischen Theologie, Habilitation über Platons Rechtslehre an der Martin-Luther-Universität in Halle, seitdem Professur am Institut für Philosophie an der Martin-Luther-Universität in Halle.

Buchveröffentlichungen der letzten Jahre:

Polis und Nomos. Studien zu Platons Rechtslehre, Berlin 2004

Spekulation und Subjektivität. Studien zur Philosophie des deutschen Idealismus, Hamburg 2003

Fritz Süllwold, 1927, war von 1965 bis 1994 Inhaber eines Lehrstuhls für Psychologie in Frankfurt am Main.

Buchveröffentlichungen der letzten Jahre:

Deutsche Normalbürger 1933–1945, München 2001

Karlheinz Weißmann, 1959, Studium der Geschichte und Evangelischen Theologie, promoviert als Historiker.

Buchveröffentlichungen der letzten Jahre:

Die Besiegten, Schnellroda 2005

Männerbund, Schnellroda 2004

Mythen und Symbole, Dresden 2002

Die preußische Dimension. Ein Essay, München 2001

Nation?, Dresden 2001

Arnold Gehlen. Vordenker eines neuen Realismus, Dresden 2000

Alles was recht(s) ist. Ideen, Köpfe und Perspektiven der politischen Rechten, Graz 2000

1945 – Heideggers Denkbewegungen

von Harald Seubert

Auf den 8. Mai 1945, Schloß Hausen im Donautal, datiert das Ende des dritten der *Feldweg-Gespräche* zwischen einem Älteren und einem Jüngeren, in einem Kriegsgefangenenlager in Rußland. Es ist zugleich das Andenken Heideggers an seine beiden in jener Zeit vermißten Söhne.

Er hat die *Feldweg-Gespräche* mit den folgenden Worten besiegelt: „Am Tage, da die Welt ihren Sieg feierte und noch nicht erkannte, daß sie seit Jahrhunderten schon die Besiegte ihres eigenen Aufstandes ist“. Es ist ein bis heute erschütternder Dialog. In deutlicher Abweichung gegenüber dem aus der philosophischen Dialogkunst seit Platon Vertrauten, gibt nicht der Ältere, sondern eher der Jüngere die Weisung ins Denken. In dem Gespräch wird als Signatur der eigenen Zeit der europäische Nihilismus aufgewiesen; er wird eine Zeit der Seinsverlassenheit sein, in der sich das Sein, das Offene der Wahrheit (*aletheia*) verschließt. Dies verbindet sich mit einem nie erfahrenen Aufstand des Böartigen, dem Ursprung der Verwüstung, die durch „Aufrichten einer moralisch begründeten Weltordnung“ weder gebannt noch gar beendet werden könne, weil „menschliche ‚Maßnahmen‘ und seien ihre ‚Ausmaße‘ noch so riesig, nichts vermögen“. Jene Verwüstung, die die (in sich verschlossene) Erde umlagert und verhindert, daß innerhalb ihrer noch eine Welt aufgeht, sie wird in jenen letzten Kriegstagen Heidegger das zu Denkende, im Sinn seiner mit Hegel geteilten Auffassung, daß Philosophie nur sie selbst ist, wenn sie Philosophie ihrer Zeit ist, wenn sie also ihre Zeit in Gedanken zu fassen weiß. Die deutsche Katastrophe ist zugleich als Welt-Niederlage zu begreifen. Aus dem Wesen der Verwüstung ist eines Tages zu erkennen, daß sie „auch dort und gerade dort herrscht, wo Land und Volk von den Zerstörungen des Krieges nicht getroffen wurden“; sie ist das Ereignis, das „jenseits von Schuld und Sühne“ waltet. Jenes Gespräch ist nicht nur ein bewegendes, in der Schärfe des diagnostischen Blickes das, was kommt sagendes Zeug-

nis; es hat seine innerste Mitte in dem Zusammenhang von Dichten und Denken. In beider Zwiesprache vollziehe sich in der zuinnerst zerrissenen verwundeten Gegenwart ein Ausblick in den Aufgang des „Heilsamen“, das der Jüngere in reiner „Erwartung“ des Kommenden manifestiert sieht. „Im Warten sind wir reine Gegenwart“, fähig, die Dinge in der Rückkehr zu sich selbst „sein zu lassen“.

Heideggers späte Einsicht in die Gelassenheit, gewonnen in Zwiesprache mit dem frühen „Lese- und Lebemeister“ seiner Jugend, dem Mystiker Meister Eckhart, formt sich also erstmals in dem Gespräch im Kriegsgefangenenlager aus. Dabei kommt Heidegger in der Zwiesprache ausdrücklich auf den Topos vom Volk der Dichter und Denker zurück, er verweist darauf, daß dieses Volk „das wartende Volk“ sein müßte, das „älteste Volk“, und insofern Walter des Abendlandes, des Landes der vielen Untergänge, „da niemand sich um es kümmert und keiner sein seltsames Tun, das ein Lassen ist, in Gebrauch nimmt und so vernutzt und vorzeitig verbraucht“. In der Achtsamkeit auf das Sein wäre dieses Volk in sein Eigenes geborgen, jenseits von Nationalität und Internationalität, die längst Kehrseiten einer Medaille sind. Die Not-Wendigkeit des Unnötigen, eben des Seins, zu erwarten: sie wird zum Leitfaden, an dem entlang die Wunde jedweder im Totalitarismus (dies schließt für Heidegger aber immer zugleich die „eine Welt“ des Kapitalmarkts und der kollektiven Sicherheit ein!) verbrauchten und zerstörten Jugend ans Licht gehoben wird. So bemerkt der Jüngere: „Der brennende Schmerz ist, daß wir nicht für das Unnötige da sein durften ... Obzwar man uns vorredete, wir sollten das Recht der Jugend in Anspruch nehmen, wobei alles nur damit endete, die Unerfahrenheit der Halbwüchsigen gegen das Wissen der Älteren aufzureizen“.

Daß sich Heidegger dem philosophischen Dialog zuwandte, in dem ersten Gespräch einem Dialog „selbdritt“, dann Zweiergesprächen, sollte der singulären Stunde Rechnung tragen: die – seit 1933 ausgezehrt Tradition deutscher Universität – schien endgültig vernichtet. Die Mitteilungsweise mußte sich deshalb von Grund auf verändern und vom akademischen Lehrvortrag zurückkehren zu der Platonisch-Sokratischen Anfangsgestalt abendländischen Philosophierens, der Dialogkunst. Die Zeitsignatur tritt aber erst in dem dritten Gespräch offen zutage, so als dringe der zernichtende Strudel des Jahres 1945 immer näher heran. In den beiden vorausgehenden Dialogen hatte Heidegger die Entstehungsspuren getilgt: Mitte November 1944, als Westtruppen bei Breisach zur Rheingrenze vordrangen, war Heidegger zum Volkssturm eingezogen worden und hatte seine Vorlesung über Denken und Dichten abbrechen müssen. In die zerbombte Stadt kehrt er zurück, und zieht mit anderen Mitgliedern der philosophischen Fakultät aus – zur Burg Wildenstein im oberen Donautal. Seine Manuskripte deponiert er in Meßkirch, er ist nun ohne Bücher: Erinnern mochte er sich am Jahreswechsel zum letzten Kriegsjahr an vergangene Gespräche, etwa mit Werner Heisenberg oder Max Kommerell.

Das erste Gespräch bewegt sich, auf einem Feldweg geführt, zwischen Exponenten dreier Formen des Wissens, dem Gelehrten, dem Forscher und dem Weisen, der als Warner vor sichtbar heraufziehendem Unheil spricht. Es geht in jenem ersten Gespräch um das in Verwahrung- und Bewahrung-Nehmen des *aletheia*-Ereignisses. Das Gespräch, das sich ohne methodische Vorbereitung vorbehaltlos in jenes Gefüge einläßt, stößt auf den Fund: und das heißt auf das Phänomen, an dem das Seinsgeschehen jäh aufgeht. Diesen Grundzug hatte Heidegger später in seiner Phänomenologie des „Geringen“, des „Dinges“, eines alten Kruges, entfaltet. Jene Nähe der Seinserfahrung zu den Dingen artikuliert sich in eindrücklicher Unterschiedenheit von „Perzeptionsverweigerung“ (ein Ausdruck etwa Heimito von Doderers). Der Fund fällt ins Gespräch ein, wie der Wind in den „still ragenden Baum am Feldweg“, und wird zum eigentlich Denkwürdigen: jenseits der Methodenvorzeichnungen neuzeitlicher Wissenschaft und Technik, erst recht aber der ideologischen Blickverstellung im totalitären Weltalter. Dieses erste *Feldweggespräch* folgt der Maxime: „Besinnen wir uns!“, „Denken wir zurück!“.

Im einzelnen geht es dabei dem Heraklit-Wort *anchibasie* nach: Indie-Nähe-gehen. Verklungen sei dieses frühe Wort, doch „vielleicht wurde der Wiederhall seines frühen Halles an einem Ort geborgen, der sogar uns Heutigen nicht ganz unzugänglich bleiben kann“. Dies Wort wird Geleit in

Manfred Riedel: *Aufenthaltsdeutung – Heideggers Feldweg-Gespräche im geschichtlichen Zusammenhang seines Denkwegs*, in: *Heidegger Studies* 19 2003.

Meister Eckhart: *Reden der Unterweisung*, Leipzig 1944.

Claudius Strube: *Wissenschaft wieder als Lebenswelt: Heideggers ursprüngliche Idee einer Universitätsreform – Für Klaus Held zur Emeritierung*, in: *Heidegger Studies* 19 2003.

die heraufziehende Nacht, zuletzt aber zu der Rückkehr dorthin, „wohin wir je schon vereignet“ sind. In den Vorarbeiten zu den *Feldweg-Gesprächen* wird deutlich, daß sie als *katabasis* konzipiert sind, als Abstieg von den Gipfeln der Metaphysik in die menschlichen Täler. Diese Bewegung zielt auf das „Nicht-Wollen“ der Gelassenheit, eines an sich haltenden und darin starken Willens; wofür nicht mehr in erster Linie Nietzsches: „Hier saß ich, wartend, wartend doch auf nichts“, sondern Meister Eckhart einsteht. Aus dessen *Reden der Unterweisung* zitiert Heidegger: „Alles, was du ausdrücklich nicht begehrst, des hast du dich begeben, hast es gelassen um Gott. ‚Selig sind die Armen im Geist‘, hat unser Herr gesagt, es bedeutet: die arm sind an Wollen“. Und der Lese- und Lebemeister bringt auch in den Blick, daß Sein jenseits des Willens spielt: „Niht gedenke heilikeit zu setzen ûf tin tuon: man sôl heilikeit setzen ûf ein sîn.“ In dem zweiten Gespräch zwischen Lehrer und Türmer, an der Tür zum Turmaufgang (man bemerkt selbstredend die Nähe zu Heideggers Anfängen und zu der Meßkircher Gedankenlandschaft) wird der Fund, in diesem Fall ein seltsames, Wahrheit ins Werk setzendes „Bild“ mit dem Erstaunen, *thaumazein*, darüber, daß sich das Sein lichtet, gleichgesetzt. Erstaunen, dies ist nach Platon bekanntlich der Anfang der Philosophie. Sie verweist auf die eine gleichbleibende Sache: im Sinnbild des Turms (seinen Wandelgang) müssen wir „fortwährend dahin zurückkehren, wo wir eigentlich schon sind“, womit ein Geleitwort des frühen griechischen Denkens anklingt, das sich gleichermaßen bei Heraklit und Parmenides findet. In den Anfang selbst reicht menschliches Denken nie zurück. Sinnbild eines dem Anfang sich nähernden Denkens ist neben dem Turm der Feldweg selbst. „Doch ist jedem Denkenden je nur ein Weg, der seine, zugewiesen, in dessen Spuren er immer wieder hin und her gehen muß, um ihn endlich als den seinen, der ihm doch nie gehört, einzuhalten und das auf diesem einen Weg Erfahrbare zu sagen“.

Spätestens hier ist einiges von den äußeren Umständen anzudeuten, die Heidegger auf jenen Weg brachten. Es ist daran zu erinnern, daß Heideggers Rektoratsrede aus dem Jahr 1933 über die „Selbstbehauptung der deutschen Universität“ früheste Motive aus seiner Freiburger Privatdozentenzeit am Ende des Ersten Weltkriegs wiederaufnahm: in dem Sinne, daß es darum ginge, Wissenschaft wieder als das gestaltende Element der Universität zu etablieren und sie – vor allem anderen – als eine Lebenswelt zu erkennen.

Daß er die „Bewegung“ kurzzeitig als Entscheidungsstunde, nicht nur deutschen Geistes, sondern des europäischen Geschicks, begriff, ist unbestritten. Als Heidegger seine, nur fragend formulierte: Aussicht, „den Führer führen“ zu können, desavouiert sah, notierte er allerdings: „Eigentlich dürfen wir es als einen wunderbaren Zustand gelten lassen, daß die ‚Philosophie‘ ohne Ansehen ist – denn nun gilt es, unauffällig für sie zu kämpfen.“ Er wußte sich, was die deutschen Dinge anging, in dürftiger Zeit. Seit 1936/37 steht er unter Überwachung; die scharfen Bemerkungen über die Verfehlung der geistigen Überlieferung in nationalsozialistischer Ideologie in den Nietzsche-Vorlesungen sind auch in diesem Zusammenhang zu sehen.

In den Jahren des entfesselten Krieges, des in Flammen stehenden Planeten, da das Dasein, dieser geworfene Entwurf seiner selbst, mit Ernst Jüngers Diagnostik „in den Typus“ des Arbeiters und des Soldaten geschlagen ist, kann es zwei Grundhaltungen geben:

Jene des kalten Heroismus und des Abenteurers, die er bei Ernst Jünger findet. Zeitweise, und nur vorläufig, hatte er jenen Heroismus sich zu eigen gemacht und metaphysisch zu verwandeln gesucht, als er im Sommer 1940 etwa angesichts des Sieges über Frankreich notierte: „In diesen Tagen sind wir selbst die Zeugen eines geheimnisvollen Gesetzes der Geschichte, daß ein Volk eines Tages der Metaphysik, die aus seiner eigenen Geschichte entsprungen (gemeint ist der Cartesische Rationalismus) nicht mehr gewachsen ist und dies gerade in dem Augenblick, da diese Metaphysik sich in das Unbedingte gewandelt hat Es bedarf eines Menschentums, das von Grund aus dem einzigartigen Grundwesen der neuzeitlichen Technik und ihrer metaphysischen Wahrheit gemäß ist“. Daneben tritt die genau gegenläufige Haltung einer „Inständigkeit“ im Wesen des Seins an das Licht. Zunehmend prägt sie sich aus. Heidegger deutete den Weltkrieg, doch ihm voraus schon das bolschewistische

Martin Heidegger: *Wege zur Aussprache*, in: ders.: *Denkerfahrten 1910–1976*, Frankfurt a.M. 1983.

Rußland und das kapitalistische Amerika als Avantgardemächte der „trostlosen Raserei der entfesselten Technik“.

Im Fortgang des Kriegsgeschehens sieht er allerdings das Gemächte der Machenschaft. Deshalb sprechen die Nietzsche-Vorlesungen von der „illusionslosen Verwendung des ‚Menschenmaterials‘ im Dienste der unbedingten Ermächtigung des Willens zur Macht“. Und, obwohl er nach wie vor sich dessen inne ist, „daß die angelsächsische Welt des Amerikanismus entschlossen ist, Europa, und d. h. die Heimat, und d. h. den Anfang des Abendländischen zu vernichten“, erkennt er nicht minder, in der Heraklit-Vorlesung, daß Deutschland „die Zugehörigkeit zu einem Volk der Dichter und Denker hinter sich gebracht zu haben glaubt“. Sein Blick kehrt sich, in einem weitesten Horizont, gegen die eigene Zeit. „Der verborgene Geist des Anfänglichen im Abendland wird für diesen Prozeß der Selbstverwüstung des Anfanglosen nicht einmal den Blick der Verachtung übrig haben, sondern aus der Gelassenheit der Ruhe des Anfänglichen auf seine Sternstunde warten“. Aus diesem Erfahrungszusammenhang entsteht ein vertiefter Rückgang auf Heimat und Deutschland. Nur von den Deutschen, so auch in der Heraklit-Vorlesung, könnte die „weltgeschichtliche Besinnung kommen“, vorausgesetzt freilich, daß sie „das Deutsche“ finden und wahren.



Martin Heidegger auf dem Weg

Eben hier verortete Heidegger das „Deutsche“. Die „innere Berufung des Deutschen für den Geist und die Treue des Herzens“ kann nur von jenem Gedächtnis wiedererweckt werden. Die Niederlage selbst, ihre Bedingungslosigkeit, konnte Heidegger nur anzeigen, wie sehr das Gestell losgelassen war. Als er Freiburg verläßt, schreibt er seinem Schüler Georg Picht in dessen Gästebuch: „Anders denn ein Verenden ist das Untergehen. Jeder Untergang bleibt geborgen in den Aufgang.“ Es kann uns an dieser Stelle nicht mehr verwundern, daß damit gleichermaßen das deutsche und das abendländische Geschick bezeichnet ist. Rudolf Stadelmann teilt er im Juli 1945 mit: „Alles denkt jetzt den Untergang. Wir Deutschen können deshalb nicht untergehen, weil wir noch nicht aufgegangen sind und erst durch die Nacht hindurchmüssen.“ Jene folgenden Monate und Jahre bedeuteten auch einen zermürbenden Kampf um die eigene Rechtsstellung und vor ihrem Hintergrund eine konditionierte Wiederaufnahme der Lehrtätigkeit.

In den *Feldweg-Gesprächen*, vor allem in dem dritten, verdichtet sich eine Denkbewegung, die Heidegger in den Jahren seit 1933, insbesondere aber 1936/39 vollzogen hatte und die von der Frage nach dem Sinn von Sein in die Kehre, das Grundgeschehen der Wahrheit des Seins, zurückführt. In einer Reihe gewichtiger Nachlaßkonvolute umkreist Heidegger immer wieder aufs neue den Ausblick auf das in aller bisherigen metaphysischen Überlieferung Ungedachte: das Wesen des Seins selbst. Jenes Denken war offensichtlich nicht auf Mitteilung an die Zeitgenossen aus. Nietzsches Selbstaussage: „Man liebt seine Erkenntnis nicht genug mehr, sobald man sie mitteilt“, wird ihm ein Leitfaden gewesen sein.

Die Machenschaft, das Riesenhafte, Betriebsamkeit, das Zeitalter völliger Fraglosigkeit: dies sind die Signaturen eines Endes abendländischen Überlieferungsgeschicks, wie Heidegger es seit Mitte der dreißiger Jahre aufziehen sieht. In den *Beiträgen zur Philosophie* (1936–38) ist von den unmittelbaren Zeitsignaturen, dem Weltbürgerkrieg der Ideologien so gut wie nicht die Rede, wohl aber von deren tiefenphilosophischer, im Seinsgeschick gründender Bedeutung: „Je aussichtsloser diese Entschleierung, umso fragloser das Seiende, umso entschiedener der Widerwille gegen jede Fragwürdigkeit des Seyns“.

Die Zeitspuren werden in den zurückgehaltenen Ausarbeitungen der nächsten Jahre deutlicher. Der Sog der Katastrophe berührt offensichtlich

Martin Heidegger: *Zu Ernst Jünger „Der Arbeiter“*, hrsg. von Peter Trawny, *Gesamtausgabe*, Bd 90, Frankfurt a.M. 2004.

auch den esoterischen Denkweg. Dies zeigt sich im Fokus auf den europäischen Nihilismus. Als Nihilismus kann Heidegger die abendländische Metaphysik – mit ihm und über Nietzsche hinausgehend – begreifen, insofern es in dieser Geschichte mit dem Sein selbst nichts gewesen ist. Am Nietzscheschen Endpunkt der Metaphysik sind Wille und Macht unbedingt losgelassen in ihr Unwesen: „die reine Machenschaft“. Dies eben führt in das „planetarische Gestell“, die „Not der Notlosigkeit“, in der Differenzen wie jene zwischen „Macht“ und „Gewalt“ aufgelöst werden.

Macht ist in jener planetarischen (von heute aus wäre zu ergänzen: globalen) Welt des ins Riesenhafte anwachsenden technischen Gestells jederzeit dazu gezwungen, über sich hinauszugehen, um sich auf ihrem Status quo noch zu erhalten.

Damit wird eine Bestialisierung beim Namen genannt, die Heidegger zufolge im Weltbürgerkrieg der Ideologien zwischen Sozialismus und Nationalismus ihren Anfang nahm, doch nach ihrem Ende erst zur vollständigen Entfesselung gelangt.

Man kann Heideggers Diagnose wohl aus der Rückschau von heute her klarer würdigen als in der unmittelbaren Zeitgenossenschaft. Die Signatur des Nihilismus bleibt Nietzsches: „die Wüste wächst, weh dem, der Wüsten birgt“. Damit verbindet sich die Bewahrheitung des von Nietzsche diagnostizierten Todes Gottes: „Das Ausbleiben der Unverborgenheit des Seins als solchen entläßt das Entschwinden des Heilsamen im Seienden als solchen. Dieses Entschwinden alles Heilsamen im Seienden nimmt mit sich und verschließt das Offene des Heiligen. Die Verschlossenheit des Heiligen verfinstert

jedes Leuchten des [sc. Göttlichen]. Dieses Verfinstern verfestigt und verbirgt den Fehl Gottes“ (so eine Aufzeichnung aus der unmittelbaren Nachkriegszeit), womit es einhergeht, daß jene Welt keine Nähe und keine Ferne mehr kennt.

Heidegger begreift sein eigenes Denken vor dieser Weltstunde als Denken nach dem Ende und Verenden der Möglichkeiten jedweden Philosophierens. Es zeigt sich vor der Katastrophe des Jahres 1945, als Wesen der Metaphysik, „daß sie verbergend die Unverborgenheit des Seins bringt und so das *Geheimnis* der Geschichte des Seins ist“, mithin das geschichtliche Denken auf die Durchfahrt ins Freie verweist. Vollends wird die Signatur der Zeit deutlich in den Erwägungen zur „Geschichte des Seins“ im unmittelbaren Umkreis des ausbrechenden Weltkrieges um 1938/39. Hier setzt Heidegger seine Erörterungen zur Geschichte des Seins unter den Titel *KOINON*. Die Anzeige der verallgemeinernden Macht, die sich des Weltspiels zwischen Sein und Seiendem bemächtigt. Die „Ermächtigung der Machenschaft“ des Rechnens hat es an sich, Seiendes auf eine verfügbare Allgemeinheit zu reduzieren. Sie ist ein die Erde umspannender Kommunismus, dessen Erdherrschaft unter verschiedenen Masken und Verkleidungen begegnet. Was damit ins Werk gesetzt wird, die Reduzierung auf eine Partei und die damit sich verbindende vollständige Entlassung in die Masse ermöglicht erst die „Rücksichtslosigkeit des Vorgehens ...“ in der „Unauffälligkeit der Maßnahmen“. Die Macht von Machthabern bediene sich der Ohnmacht, „um die Ermächtigung ihres Wesens zu sichern und zu steigern“.

Man weiß, daß im Zusammenhang jener Erwägungen bereits die später im einem *Spiegel*-Gespräch wirkungsmächtig ausgesprochene Einsicht, daß nur noch ein Gott uns retten könne, Gestalt gewann.

Von Bedeutung für die Schärfung der Konturen des Endes der abendländischen Metaphysik ist Heideggers Auseinandersetzung mit Nietzsche, dem Denker, mit dem jenes Ende besiegelt wird. Heidegger hat Nietzsche, dies zeigt sich durchgehend in höchster Konsequenz, frei von allen biographischen und biologischen Zügen, gedeutet. Er hat dabei die beiden Grundlehren, den Willen zur Macht und die ewige Wiederkehr des Gleichen in ihrem in sich schwingenden Zusammenhang, gegen Zeitgenossen, erkannt und festgehalten. Womit das *problematon* eigentlich erst bezeichnet war: Denn die Frage blieb damit noch offen, ob die ewige Wiederkehr auf eine unendliche sich reproduzierende Kreisförmigkeit des



Die Welt des Arbeiters als heroische, Plakat des Roten Frontkämpfer Bundes (RFB), 1928

Günther Neske und Emil Kettering (Hrsg.): *Antwort. Martin Heidegger im Gespräch*, Pfullingen 1988.

Harald Seubert: *Zwischen erstem und anderem Anfang. Heideggers Auseinandersetzung mit Nietzsche und die Sache seines Denkens*, Köln, Weimar und Wien 2000.

sich ermächtigenden Willens oder auf eine Sinngebung des zu bejahenden Augenblicks verweise.

Heideggers Nietzsche-Deutung ist gerade darin so unverwechselbar, daß sie nicht den Masken und Perspektiven Nietzscheschen Denkens folgt, sondern den Grundriß der letzten Metaphysik freizulegen sucht. Dieser ist, in genauer Umkehrung des Platonischen Vorrangs durch die Idee, durch einen dramatischen Vorrang der *existentia*, des Daß-Seins vor der *essentia*, dem Wesen (Was-Sein), ausgezeichnet. Dabei ist die *existentia* in dem letzten Faktum, zu dem wir hinunterkommen, eben dem Willen zur Macht fixiert, die *essentia* hingegen in deren zeithafter Entfaltung als „ewige Wiederkehr“. Es ist augenfällig, wie weit sich Heidegger von Nietzsches System in Aphorismen, seinen Selbstbefragungen und perspektivisch maskenhaften Denkbewegungen entfernt hat. Nietzsches letzte Metaphysik gelangt eben deshalb nicht mehr zu der Sammlung in „einen“ Logos, der sich unter das Gesetz der verborgenen Wahrheit am Grund des Seins fügt. Ihr Erbe wird kein Denken, sondern die totale Mobilmachung des Gestells antreten.

Dann aber schwingt der Gang der Nietzsche-Vorlesungen auf ein dreifaches ungeschütztes Nachsinnen über die Seinsfrage ein. Es scheint zunächst denkbar weit entfernt zu sein, von den näher rückenden Frontschauplätzen und der Destruktion, die allmählich unübersehbar wird. Heidegger deutet in der Vorlesung vom Sommersemester 1941 (Grundbegriffe) die innere Spannung der *Lethe* des Seins selbst aus. Es spannt sich, im Sinn eines fernöstlichen *Koan*, zwischen den äußersten Extremen des Nächsten und Fernsten, des Vertrautesten und Unbekanntesten aus, des Vernutztesten und Geheimsten. Damit sind die Konturen des Intervalls ausgespannt, innerhalb dessen sich das Geheimnis des Verborgenen entfaltet. Sein ist das „Gemeinste und das Einzige“, das „Verständlichste“ als die in jedem Satz in Anspruch genommene *Copula* und die Verbergung, das Vergessenste und in eins damit die Erinnerung.

Doch Heidegger beläßt es nicht bei dem Rätsel des Seins, seine Denkbewegung kehrt in den aufeinander folgenden Semestern (WS 1941/42, SS 1942) bei Hölderlins Dichtung ein. Der Blick gilt zunächst dem Ister, dem Donaustrom, den Hölderlins Dichtung in den Vergleich zum Rhein rückt: „Der scheint aber fast/Rückwärts zu gehen und/Ich mein, der müsse kommen/Von Osten./Vieles wäre/Zu sagen davon.“ Die Stromhymnen stiften erst die Möglichkeit eines Menschentums, mit Hölderlins Wort „dichterisch zu wohnen“. Das seins-erinnernde Denken kehrt bei den Dichtern ein, im Sinn des Schlußverses der *Andenken*-Hymne Hölderlins: „Was bleibet aber, stiften die Dichter.“ Die *Ister*-Hymne erschließt in diesem Sinn das „Gesetz der Geschichte“, daß nämlich nichts schwerer ist, als im Eigenen (Heimischen) heimisch zu werden.

Der derart nicht Heimische wird indes auf eine Mitte hin versammelt, die *hestia*, den Herd. Als das „anfänglich Bleibende und alles Umsichsammelnde – jenes, worin alles Seiende seine Stätte hat und als das Seiende heimisch ist“.

Wenn man den Gehalt des „Feuers vom Himmel“ und der „plastischen Kraft“, die dieses Feuer verwahren und frei gebrauchen können sollte, bedenkt, so sieht man sich in die sachliche Spannung zwischen Griechentum und dem Nationellen, Deutschen, verwiesen. Durchmessen wird aber auch eine geschichtliche Spannung, nämlich zwischen dem Anfang der abendländischen Geschichte und jenem Ort, an dem sie sich vor der deutschen Katastrophe in ihr Ende zurückwendet. Diese Linie wird in der folgenden Vorlesung zur *Andenken*-Hymne fortgeschrieben. Heidegger sammelt die Auslegung auf die Stiftung des kommenden Heiligen im Wort. Es nähert sich nur darin, daß der Anfang zurückgelassen werden mußte, Dichtung aber ist an den Anfang zurückdenkendes und an seine Wiederkehr voraus-springendes Andenken, nochmals mit Hölderlin: „was bleibet aber stiften die Dichter“.

Die philosophische Auseinandersetzung mit der letzten, Nietzscheschen Metaphysik und die denkerische Zwiesprache mit Hölderlin bereitet die Rückkehr in das Geheimnis des „ersten Anfangs“ vor: jenes weitest-



Die Welt des Arbeiters als prosaische: Werbeplakat für Glühbirnen, 1928

Jacques Derrida: *Grammatologie*, zuletzt Frankfurt a.M. 2003.

gehende Zurückdenken hat Heidegger in der grundlegenden Epoche griechischer Philosophie zwischen Parmenides und Heraklit verdeutlicht. Das Parmenideische Lehrgedicht, die Weisung der Göttin, daß nur das Eine sein sei, deutet er nicht als „Vorspiel der Ontologie“, sondern vielmehr als den Einblick (*theia*) des göttlichen Seins. In ihm lichtet sich das Offene, wodurch allererst *aletheia* und *lethe*, die Lichtung und die Verbergung, auseinandertreten können. Das Kolleg schließt mit der Rück-Erinnerung an das Abendland, das, im seinsgeschichtlichen Sinn des Wortes genommen: „Land der Untergänge“ sei, der „Abende der anfänglichen Aufgänge“. „Die abendländische Sage sagt den Anfang, das heißt das noch verborgene Wesen der Wahrheit des Seins. Das Wort der abendländischen Sage verwahrt die Zugehörigkeit des abendländischen Menschentums zum Hausbezirk der Göttin Aletheia“.

Hans-Georg Gadamer:
Gesammelte Werke, Bd 2,
Tübingen 1986.

Heideggers Rückgänge in die frühe griechische Metaphysik kann man nur dann für Irrfahrten halten, wie Hans-Georg Gadamer, wenn man sich immer schon in einem Überlieferungszusammenhang wähnt, der nicht zerbrechen kann und innerhalb dessen der Zeitenabstand eher erschließende als verdeckende Bedeutung gewinnt.

Dies bedeutet auch zu meinen, daß das Verstehens- und Überlieferungsgespräch „immer schon“ von einer Mitte her im Gang ist und bleibt. Den Stoß von Anfang und Ende wird man unter solchen Voraussetzungen nicht auffangen können. Daß diese Mitte nicht mehr trägt, ist Heidegger wohl im Zuge seiner Destruktionen, der Freilegung phänomenalen Ursinns aus den Verdeckungen der Überlieferung deutlich geworden. Es zeigte sich in der tiefsten Krisis des Jahres 1945 offensichtlich. Auch ist es keineswegs so, daß Heidegger in verschiedenen Annäherungen „hinter jedem Küstenvorsprung“ das „Unvordenkliche“ des Anfangs suche, eine anfängliche Seinserfahrung, die sich verliere. Der Anfang selbst bleibt verborgen, in seiner Verborgenheit aber geht er in die Geschichte ein. Er ist (worüber sich Heidegger niemals getäuscht hat!) keiner Rückkehr offen. Doch das Ende abendländischen Denkens kann den andern Anfang nur in einer Besinnung auf den noch vorbehaltenen ersten Anfang anbahnen, auf die „Bergung des Lichtens“, der Wahrheit des Seins, wie Heidegger am Ende des Heraklit-Collegs bemerkt. Wenn man die Zeiterfahrung in Rechnung stellt, so ist es bewegend zu sehen, daß in jenen Rückgang Zeitspuren nur sehr behutsam eingegangen sind, auch nicht mehr, wie in der „Verwindung“ und „Auseinandersetzung“ mit der Metaphysik, etwa Nietzsches in pointierenden Bemerkungen zu der „Bewegung“ oder der „Weltanschauung“ und ihrem „Biologismus“, die eindeutig und harsch zu verstehen gaben, daß solches Unwesen: vor den Pforten des Denkens bleiben müsse.

Die vollständige Abständigkeit gegenüber dem Tageskommentar läßt die Krisis des eigenen Zeit-Ortes erst in aller Dringlichkeit aussagen: „Die Gefahr, in der das ‚heilig Herz der Völker‘ des Abendlandes steht, ist nicht die eines Untergangs, sondern die, daß wir, selbst verwirrt, uns selbst dem Willen der Modernität ergeben und ihm zutreiben. Damit dieses Unheil nicht geschehe, bedarf es in den kommenden Jahrzehnten der Dreißig- und Vierzigjährigen, die gelernt haben, wesentlich zu denken“, womit der Bogenaufschlag zurück zu den sich Unterredenden der *Feldweg-Gespräche* vollzogen ist.

Heideggers Denken nach dem Jahr 1945 trat einerseits noch einmal in die Verstrickungen mit der planetarischen, neuzeitlichen Technik ein. Es erfaßte das Wesen jener Technik als ein weltumspannendes, planetarisches Geschick, das sein Spezifikum allerdings in der Zerstückelung und Fragmentierung menschlichen Am-Leben-Seins hat. Das Wesen der Technik, so zeigt Heidegger seinerzeit, in den Bremer Vorträgen von 1949, nötigt die Späten zum Schwersten des Denkens, dazu, „ein Echo zu sein“; nämlich dem Anspruch, der Sprache zu entsprechen. Vor allem aber geht sein spätes Denken – zwischen eminentem dichterischem Zeugnis und früher Bezeugung des Denkens – in das Hören auf die Sprache über.

Und in dem Gespräch über die Sprache, zwischen einem Japaner und einem Fragenden, sollte Heidegger notieren, daß sich in der Sprache das bleibende, „gewesene“ und „gewährende“ versammle, „das uns als Bontengänger braucht“. Dieses Gewährende, das er in seiner Spätzeit auch im Licht von Goethes Wort als „Er-äugnis“ dachte, war durch die tiefe Krisis des Jahres 1945 offensichtlich nicht entzweigerissen. Es zeigte vielmehr

seine Heilsamkeit erst in der Mitte der Katastrophe, die Heidegger zufolge im politischen Raum freilich unheilbar blieb.

Wenn man Heideggers seinsgeschichtlicher Einsicht in den Rückzug des Offenen von heute her nachgeht, so ist es geradezu atemberaubend, daß sie Linien freilegte, die die bipolare Konstellation im dreißigjährigen Krieg nicht weniger betreffen als die heutige *One World* mit ihren tiefen Verwerfungen. Daß Bolschewismus und amerikanisches Utilitätskalkül, zumindest in seiner fanatischen, von umerzogenen deutschen Adepten verbreiteten Gestalt: im Namen der „Vernunft“ oder des „Projektes der Aufklärung“, die klaffende, abgründige Frage nach dem Sein für nichtig und ihren Denker dem Irrationalismus zuschlagen, muß nicht überraschen. An Heideggers Tiefenwirkung hat das bis heute nichts geändert.

Deutscher Geist verfiel in die Gedankenlosigkeit des Opportunen: so daß die entliehenen Identitäten ganzer Generationen ohne Umschweife in Heideggers Analyse der Verwahrlosung beschrieben werden können. Worin eine deutsche, und europäische Selbstbesinnung bestehen könnte, daß sie nicht weniger erfordert als eine Rückbesinnung auf den Anfang, dies schreibt Heidegger künftigen Generationen vor.

Deshalb ist Heidegger als der wohl letzte große Exponent des deutschen Geistes, auf der Höhe des deutschen Idealismus zu verstehen, obgleich er jenen Geist aus der spekulativen Macht des vermittelnden Begriffes zurückbog, in ein Welt- und Tiefengespräch des Denkens, in die Einkehr der Zukunft in der Herkunft, die zuletzt auch der Erscheinung der Welt am „Geringen“ sich zuwandte. Gerade insofern könnte die von Heidegger vollzogene Denkbewegung ein Maß geben für die Weltnacht der Gegenwart. Im Abendlicht wird an Heidegger noch einmal, in dürrtiger und schrecklicher Zeit, die Macht des abendländischen Geistes deutlich. „Die großen Philosophen“, die allein geistig Aufenthalt geben, hat er in den *Beiträgen* mit „ragenden Bergen“ verglichen. „Sie gewähren dem Land sein Höchstes und weisen in sein Urgestein. Sie stehen als Richtpunkt und bilden je den Blickkreis.“ Heideggers Denken ist insofern das am weitesten ausgreifende Vermächtnis des „geheimen“, „heiligen“ Deutschland.

Im Rückblick auf das Stauffenberg-Attentat vom Juli 1944 schrieb ein namenloser junger Mann, der dem George-Kreis nahestand, im März 1945: „Das geistige Deutschland wird – was auch kommen mag – weiter existieren. Das übrige Deutschland wird man zur Mittelmäßigkeit erziehen.“ Wie eine Resonanz darauf lesen sich Sätze aus dem jüngsten Aphorismenbuch von Botho Strauß: „Das einzige Deutschland, das sich zur Leitkultur eignet, wäre das ‚Geheime Deutschland‘, nicht nur Georges, sondern ein immerwährend verborgenes, das nur findet, wer den Weg in die dichterische Emigration antritt. Zu jeder Zeit, unter jedem Regime. Das Land, das man in sich trägt, ist zuletzt unter dem nationalromantischen Namen der Wiedervereinigung aufgetaucht. Doch diese tatsächlichen Deutschen haben sich dann Rücken an Rücken vereinigt“.

Heidegger sah in der anwachsenden Wüste des europäischen Nihilismus die Vernichtung des Grundereignisses die tiefe Zäsur, die jenes Jahr 1945 für ihn bedeutete, wies letztlich darauf hin, daß der Krieg nichts entschied, sondern nur ans Licht brachte: „Die Entscheidung beginnt jetzt erst sich vorzubereiten – auch und zumal allem vorauf die, ob die *Deutschen* als die Herzmitte des Abendlandes vor ihrer geschichtlichen Bestimmung versagen und das Opfer *fremder Gedanken werden*.“ Dann – und die Mittelmäßigkeit, die seither eingesetzt hat und unser Land zu einem opportunen Fellachenumschlagplatz der Moden und Bildungsmisere machte, bestätigt es heute aufs schlimmste – erweise sich die Wüste als „das ‚miserable Terrain‘, bestimmt von Besitz und Erwerb, von, temporär garantierter Wohlfahrt, durchbrechender Arbeitslosigkeit, einem reinen Fortdauern, bloßen Überleben“. Das Geleit am Ende der Zwiesprache zwischen dem Jüngeren und dem Älteren in dem Kriegsgefangenenlager, „an das Dichtende zu denken“, „der Heimat den Segen ihrer Bestimmung“, sollte daher zum sechzigsten Jahrestag des Kriegsendes mehr sein als historische Reminiszenz.



Der Schreibtisch in Heideggers Waldhütte

Rolf Schilling: *Geheimes Deutschland. Eine Elegie*, in: ders.: *Schwarzer Apollon*, München 1990.

Reise nach Ostpreußen, August 1971

von Rolf Schilling

„Weder zu Land noch zu Wasser wirst du den Weg zu den Hyperboreern finden“ (Pindar)

Manches, das uns widerfährt oder das wir uns widerfahren lassen, können wir erst sehr viel später würdigen in seinem Rang. Dies trifft auch für die Reise zu, die ich im Sommer des Jahres 1971 antrat. Mein Freund und Kommilitone Wolfgang Schneider hatte mich gefragt, ob ich ihn nicht nach Polen begleiten wolle. Danzig, Marienburg, die Masurischen Seen, Warschau und Krakau waren als Ziele angegeben, auch könnten wir einmal schauen, so mein Freund, ob wir bei Rastenburg die Ruinen des Führerhauptquartiers, der sogenannten Wolfsschanze, finden. Ich hatte von diesem Ort vage gehört, er war mir durch Stauffenbergs Attentat bekannt, ich besaß keine Vorstellung von der Landschaft, in der er liegen mochte.

Gewöhnlich ergeht es mir mit dem Reisen wie dem Hunde, den man zur Jagd tragen muß. Ich habe eine hohe Schwelle zu überwinden, bevor ich aufbreche, und ergreife selten selber die Initiative. Ich bedarf des Ansporns von außen. Wenn ich erst einmal in Marsch gesetzt bin, dann geht es mir gut, und zumeist kehre ich heim wie von einer Festlichkeit.

So auch hier. Freund Schneider war in Osteuropa erfahren und für mich der rechte Pilgervater. Er hatte die Tschechoslowakei, Ungarn, Rumänien und Bulgarien besucht und sich als Einzelwanderer überall mit Bravour durchgeschlagen. Dies war die erste Tour mit einem Gefährten, zu der er sich entschloß. Um überhaupt in Gang zu kommen, mußte ich mich großer Düsternis entreißen. Ich fiel auch nach der Heimkunft bald in mein zielloses Träumen zurück. Aber die Reise selbst lebt als ein Lichtblick in meiner Erinnerung.

In der Nacht vom 12. zum 13. August fuhren wir vom Ostbahnhof los – es war eine gute Zeit, um Berlin zu verlassen, der zehnte Jahrestag des Mauerbaus. Nach einer Stunde bereits erfolgte die Paß- und Zollkontrolle, wir hörten die Brücke dröhnen und sahen die Lichter im Fluß. Es war ein ungeheures Aufatmen, als wir die Oder überquert, die Grenze im Rücken hatten – ein Gefühl, wie es vermutlich nur der Deutsche kennt. Das hat

nichts oder wenig mit der DDR zu tun, mir geht es heute nicht anders. Wir leben in unserem Vaterland, nach dem Worte Hölderlins, „wie Fremdlinge im eigenen Haus“. Hinzu kommt, daß es ja ein verlorenes Stück des Vaterlandes war, durch das wir jetzt fuhren. Darüber sann ich damals nicht nach. Aber ich fühlte mich frei wie niemals zuvor im Leben.

Wir kamen ins Gespräch mit den Abteilgenossen, zwei Studenten aus Kanada. Der eine, Bill, mochte Mitte Zwanzig sein, er war von untersetzter Statur, der Kopf mit dem breiten Gesicht wirkte groß im Verhältnis zum Körper, sein kurzes blondes Haar begann sich am Scheitel zu lichten. Er beherrschte das Deutsche geläufig und fehlerfrei. Der andere, jüngere, Andy, schlank, schmalgesichtig, sommersprossig, mit braunem lang wallendem Haar, sprach kein Deutsch und auch sonst kaum ein Wort. Andy studierte Chemie in seiner Heimat, Bill Germanistik in Westberlin. Ein schwules Paar, würde ich heute sagen, aber wer weiß? Wir waren ja auch keines und wurden vielleicht dafür gehalten. Die beiden sollten unsere Reisegefährten in den nächsten drei Tagen sein.

Als der Morgen graute, kamen wir in Posen an. Wir nahmen einen Imbiß im Bahnhofs-Restaurant, traten kurz auf den Vorplatz hinaus, wo es nicht viel zu sehen gab, aber es war der erste Blick in eine fremdländische Stadt, und stiegen dann in den Zug nach Danzig. Die Gegend war flach und eintönig, die Müdigkeit, die uns befiel, verstärkte das Gefühl der Tristesse. Überhaupt wurde dies der härteste Tag, denn die Zeit von Mittag bis Abend verging uns mit der Suche nach einem Nachtquartier. Wir fanden es im Studentenhotel, wo man uns zunächst beschied, es sei kein Zimmer frei. Nach längerem Feilschen, das zum Ritual gehörte, kamen wir schließlich unter und blieben für vier Nächte dort.

Von dem Danziger Aufenthalt sind mir nur einzelne Bilder erinnerlich. Vor allem natürlich die Breite Straße mit ihren wiederhergestellten hochgiebligen Bürgerhäusern als Zeugin hanseatischer Pracht und die Marienkirche, der gewaltigste Sakralraum, den ich bislang betreten hatte, nur die Peterskirche in Rom und der Mailänder Dom sollen deutlich größer sein. Von einer anderen Kirche, an der wir täglich mehrmals vorübergingen, stehen mir die Kreuze auf den zahllosen Türmchen und Giebeln im Gedächtnis. Leider fanden wir Schopenhauers Geburtshaus nicht, und ich kannte noch nicht die schöne Geschichte von dem Cellospieler, welcher die Bluthunde besänftigte, die auf der Speicherinsel Wache hielten. Damals war Schopenhauer mein Philosoph mehr als jeder andere. In den düster flackernden Farben der Jugend-Wollust und -Melancholie hat er sein Bild der Welt gemalt. Später dann und bis heute war es die Klarheit, die ich an ihm liebte, nicht mehr der Inhalt, doch die Form, die den Werken Dauer verleiht.

An manchen der Häuser erblickten wir Einschußlöcher als Spuren der jüngsten Unruhen vom Dezember 1970. Das war in den Außenbezirken, auf dem Wege zur Westerplatte. Wir ergingen uns dort an einem sonnigen Morgen. Hier gab es, aus der Zeit des Zweiten Weltkriegs, noch mehr an Zerschossenem zu sehen. Wir kletterten in die Bunker hinab. Vieles darin war noch brauchbar, vor allem erstaunte uns, daß der Stahl nicht gerostet war. Zwei junge Damen, denen wir begegneten, ließen sich in breitem Sächsisch über die Schönheiten der Ostsee aus. Mir fiel das Couplet von Otto Reutter ein: „Ein Sachse ist immer dabei“, and I told Bill in English something about Saxony, its inhabitants and the peculiarities of their language.

Am Nachmittag fuhren wir nach Zoppot. Andy hatte im Zug vergessen zu bezahlen und wurde vom Schaffner zur Rede gestellt. „Don't worry about it“, sagte er, und Bill strich ihm mit einer raschen Geste übers Haar. Viel mehr wird sein Freund, den wir im Scherz den LSD-Mixer nannten, nicht geäußert haben in all der Zeit, die wir zusammen waren. Weil er die Worte so sparsam wählte, sind sie haften geblieben.

Wir wanderten auf Holzplanken bis zum Ende der Zoppoter Mole und sahen die Schiffe nach Schweden und Finnland ablegen. Auf der Rückfahrt wurden wir von einem Betrunkenen beschimpft, weil wir uns auf deutsch unterhielten. Eine Frau begütigte den Mann und entschuldigte sich für ihn, wir zogen es vor, uns als Kanadier zu deklarieren und das Gespräch in Englisch fortzusetzen. übrigens verstanden alle, die wir in Danzig und anderswo um Auskunft baten, Deutsch, aber niemand gab es von sich aus zu erkennen.

Was mir schon hier und mehr noch in Warschau und Krakau ins Auge stach, war der Cultus, den die Polen mit ihrer Nation und ihren Heroen trieben. Wehende Flaggen überall, aber keine roten wie sonst in den kommunistischen Staaten, sondern die weiß-roten mit dem Adler als Emblem. Zudem erfuhr ich, daß der Haß auf die Russen den Haß auf die Deutschen weit übertraf. Auf Russisch, das wußte man instinktiv und sofort, würde man niemanden ansprechen dürfen. Dies mag daran liegen, daß Hitler denn doch nicht der Ausdruck deutschen Wesens war, sondern ein Unheil von außen, ein Asiatismus, den die anderen uns eher zu verzeihen geneigt sind als wir selbst. Auch hat er ein Ende mit Schrecken genommen, während die Geschichte Rußlands seit Iwan Grosny ein Schrecken ohne Ende ist.

Ich hatte über solche Dinge nie nachgedacht, seit ich die kindliche Lust an Farben, Fahnen und Uniformen gegen geistigere Genüsse eingetauscht hatte. Oder hatte ich nur das Tabu akzeptiert? Man lehrte uns, daß mit dem Jahre 1945 ein neues Zeitalter angebrochen sei, das der Völkerfreundschaft und des Internationalismus, und ich machte mir, wiewohl sonst schon höchst skeptisch gegen die Zumutungen der Ideologie, diesen Grundsatz zu eigen, wenn nicht als Faktum, so als Forderung. Hier nun wurde ich zu der Frage gedrängt, ob denn der Alte Fritz wirklich um so vieles schlechter gewesen sei als jene Kasimire und Sigismunde, deren Geringstem noch in großem Stil gehuldigt wurde. Ich war zum ersten Mal stolz, ja, ich war mir zum ersten Mal bewußt, Deutscher zu sein, nicht nur als Nachfahr der Dichter und Denker, sondern als Sproß meiner Ahnen, als Erbe des Reichs, und es war von dieser Stunde an, daß ich nicht mehr Friedrich der Zweite, sondern Friedrich der Große sagte, wenn ich von dem Preußenkönig sprach.

Das sind Belehrungen der unmittelbar sinnlichen Art, mir wurden im Laufe jener Reise weitere zuteil. Am Montagmorgen sagten wir den Kanadiern Adieu und begaben uns zur Marienburg. Die größte und schönste der deutschen Burgen liegt herrlich am Ufer eines Weichselarms. Wuchtige rote Mauern schließen sie ein, runde Türme dienen als Bastionen, der Palast des Hochmeisters wird nur wenig von einem eckigen Bergfried mit Zinnenkranz überragt. Die Burg war im letzten Krieg noch umkämpft gewesen. Jetzt war man mit der Restauration des unteren Stockwerks fertig geworden. Wir konnten den Remter, den großen Rittersaal, schon betreten. Mich berührte das zugleich Schlanke und Strenge, das früh-klassisch Zwingende der Architektur, wie es in Kyffhausen und Memleben wieder erscheint. Es ist ein Stil von Kriegern, dem ich, in der Baukunst zumindest, den Stil der Priester vorziehe, den Prunk der Kathedralen, den Zauber der Menschen. Doch fehlten auch die Arabesken nicht: im Gewölbe der Fenster, wo sich über dem klar durch drei Säulen gegliederten Auslug plötzlich der Spitzbogen zu Schnörkeln und Steinfransen wie aus flatternder Seide bizarr verstieg.

Wir kletterten über Absperrungen und Gerüste und wagten uns ins Obergeschoß. Notfalls hätten wir uns darauf berufen, die polnischsprachigen Verbotsschilder nicht lesen zu können. Aber so gewissenhaft wie in Deutschland war man hier nicht. Wir fanden freien Zutritt und kletterten sogar zum höchsten Turm, empor. Dies geschah auf getrennten Wegen, und die Art, wie es glückte, mag Aufschluß über unsere Charaktere geben: Während Freund Schneider mit einem Bauarbeiter ins Gespräch kam, der ihn nach oben geleitete, irrte ich in den Gängen umher, bis ich auf eine Türe stieß. Sie führte ins Finstere. Ich ertastete eine Wendeltreppe, ich befand mich im Innern des Turms. In vollkommener Dunkelheit stieg ich aufwärts und stand zuletzt auf der Zinne im Licht. Wenig später traf Schneider mit seinem Begleiter ein.

Das Bauwerk überzeugte mich vor allem von der Wasserseite aus. Kunst und Natur – die Schicksale des Ritterordens gingen mich wenig an. Ich habe mich auch späterhin nicht damit befaßt. Was daraus zu retten war: der Greif und der Adler, das Schwert und der Gral, lebt fort im Gedicht. Aber auf die Geschichte habe ich mir bis heute keinen Reim gemacht außer diesem

Treib aus der Geschichte
Hinab in den Traum ...



Der deutsche Held:
Siegfried in Fritz Langs
„Nibelungen“, 1924

Demgemäß zog ich am Ende auch wieder die Werke des Geistes und seine subtilen Hierarchien allen anderen Rangordnungen vor, den Orden, Titeln, Ämtern, Dienstgraden, Farben, Bannern, Wappen. Sie waren mir gut für ein Spiel – sie wichtig zu nehmen, fehlte es mir an Bescheidenheit. Dazu eine Anekdote: Nach der Niederlage in der Schlacht auf dem Eise des Peipussees 1242 verlegte der Hoch- und Deutschmeister des Ordens seinen Sitz nach Weikersheim im Hohenloher Gebiet, an der Grenze von Franken und Schwaben. Fünfundzwanzig Jahre nach meinem Besuch der Marienburg, im Juni 1996, saß ich dort mit zwei guten Freunden vor den Deutschherren-Stuben am Marktplatz und trank meinen Kaffee. Ich teilte Lammla und George ihre Titel zu: „Du bist der Hochmeister sprach ich zum Dichterfreund, „und du der Deutschmeister“ zu dem in Elektrougli Geborenen, „und ich bin bloß der Meister“.

Am Abend verließen wir die Marienburg mit einem polnischen Reisebus in Richtung Osten. Als es dunkel wurde, in der Gegend von Allenstein, erklang aus dem Autoradio das Lied von Simon and Garfunkel *Homeward bound*. Um Mitternacht hinter Nikolaiken baten wir den Fahrer anzuhalten und stiegen aus. Wir standen im Finstern auf der Straße, gingen an die zweihundert Schritte einen Feldrain hinauf und rollten am Waldrand unsere Schlafsäcke aus. Es war, nach Lützen, meine zweite Nacht im Freien. Unzählige sollten folgen bei der Armee. Ich schlief gut und tief, wenn auch nicht lange. Mit dem ersten Morgenschimmer ward ich wach. Wir schulterten unsere Rucksäcke und machten uns auf den Weg nach Gizycko, das früher Lötzen hieß. Es mochten an die dreißig Kilometer sein, die vor uns lagen. Angesichts der Pferdegespanne auf den Straßen und Äckern fühlte ich mich in die Kindheit zurückversetzt. Der Traktor hatte hier noch keinen Einzug gehalten. Als wir ein Drittel der Strecke bewältigt hatten, wurden wir von der Strapaze erlöst: Ein Armeelastwagen hielt an und man hieß uns aufsitzen. So gelangten wir rascher als erwartet nach Lötzen. Freund Schneider hatte herausgefunden, daß es ein Bungalow-Dorf gab am Ufer des Mauer-Sees. Dorthin wanderten wir und erhielten auch eine Herberge.

Der Mauer-See ist der zweitgrößte der Masurischen Seen. Man konnte dort kostenlos Ruder-, Paddel- und Segelboote ausleihen und weite Driften auf dem vielfach verzweigten Gewässer unternehmen. Wir besorgten uns für die erste Ausfahrt ein Zweier-Kajak und schwangen munter die Doppelblätter im gleichen Takt. Allerdings kam es bald zu Zwistigkeiten, wobei sich zeigte, daß der Steinbock Schneider an Eigensinn den Widder noch übertraf. Der eine wollte hierhin, der andere dorthin, keiner gab nach, fast hatten wir das Boot zum Kentern gebracht. Darum beschlossen wir, daß am nächsten Tage jeder für sich lospaddeln sollte. So geschah es auch. Ich war vom Morgen bis zum Abend auf dem Wasser, zuweilen ließ ich mich gleichsam auf hoher See von den Wellen schaukeln, dann wieder glitt ich am Saum entlang und in stille Buchten hinein. An Land ging ich nicht. Leider fehlt meiner Erinnerung jegliches Detail. Noch hatte ich nicht die Maxime geprägt, man sollte auf Reisen keine Photos machen, sondern Tagebuch schreiben. Ein Zeugnis wenigstens ist überliefert. In dem Sonett „Bootsfahrt“ versuchte ich die Stimmung einzufangen, die mich in jenem Sommer beseelte:

Vom Wiegen der klatschenden Wellen auf hohem Gewog
Mit raschen Schlägen vorwärts zum schmaleren Streifen
Wartenden Ufers der Teiche, gelagert im Sog
Des mächtigen Bruders. Die rastenden Ruder schleifen

Am Schilf. Die scheuen Buchten verlieren die Frische
Der offenen Gewässer und träumen am Rand ohne Regung
Im Grünen. Nur manchmal stören silberne Fische
Der dunklen ruhenden Wasser reine Bewegung.

Des lautlos schweifenden Ruderboots weiche Furche
Trübt kurz den Spiegel der Schwalben. Glänzende Lurche
Schlafen im Röhricht, von seltenen Düften gewürzt.

Und hielte dich nicht eine Sehnsucht, ich glaube, du lenkst
Das schwanke Gefährt in den Grund, wo du jauchzend empfangst
Den flammenden Himmel, der schwer auf dich niederstürzt.

Der Zoll, den ich zahlte, war hoch: eine Verbrennung, vermutlich ein Sonnenstich, denn wiewohl ich ein langärmliges Hemd trug, waren Hände und Nacken aufs übelste versehrt und ich konnte vor Fieber kaum schlafen in der Nacht. Trotzdem war es ein Götterttag. Einmal geriet ich in Gefahr. Ein großes Motorschiff kam auf mich zu, ich wußte nicht, wie ich manövrieren sollte und gab es am Ende gänzlich auf. Der Kapitän schien Erfahrung mit solchen Sonntags-Aquanauten zu haben: er lenkte sein Fahrzeug an mir vorbei, immerhin erfaßte mich die Bugwelle und ich wogte in ihrem Schlag heftig auf und nieder. Gegen Abend zogen sich schwarze Wolken zusammen, ein Wind sprang auf, der Seegang war beachtlich und der Schaum spritzte über die Bordwand. Da erst entschied ich mich, den Hafen anzusteuern.

Beim ersten Blitz machte ich fest am Steg und sprang ans sichere Ufer. Während Freund Schneider auch sonst seiner Wege ging, sah ich mich in Lötzen um. Auch davon blieb mir kein Bild, nur, wie ein Leitmotiv, eine Musik. Wenn wir uns den Weihestätten, die immer Opferstätten sind, nähern, wird alles zum Symbol. Aber dieses habe ich erst heute bemerkt: In dem Steh-Imbiß, wo ich immer zu Mittag aß und *herbata* trank, denn ich mied den Alkohol, ertönte aus der Music-Box ein deutscher Schlager aus den sechziger Jahren, mit banalem Text und flotter Melodie: „Hast du alles vergessen?“ fragt der Sänger im Refrain die ungetreue Freundin und bekennt dann für sich: „Ich vergesse es nie.“

Wir vergaßen es nicht, nach der Wolfsschanze zu fragen. „Dwa do Ketrzyna“, verlangte ich am Freitagmorgen am Fahrkartenschalter der Bahn. Es war der 21. August. Wir fuhren von Lötzen nach Rastenburg und setzten uns in Marsch nach dem Sperrkreis 1. Wir waren dann noch in Warschau, Kielce, Krakau und im Salzbergwerk von Wieliczka. Ich schenke mir die Erzählung dieser Begebenheiten, ich weiß kaum etwas davon. Der Norden hatte mich in den Bann seiner Träume geschlagen. Und hier, in dem Walde bei Rastenburg, war das Ziel unsrer Reise erreicht. Wir wußten das, auch wenn wir es nicht aussprachen. Wir stiegen ein ins Labyrinth.

Es gab Hinweise, ich glaube auch, das Gelände war umzäunt und wir mußten Eintritt bezahlen. Dann waren wir unter uns. Es war, als hätten wir das Tor zur Unterwelt durchschritten. Wir streiften den ganzen Tag lang zwischen den Rainen umher – was zog uns hin, was hielt uns fest an diesem Ort, wo wir nichts zu suchen und nichts verloren hatten? Wir sahen dort niemanden außer zwei Sachsen, die für Augenblicke blöckend aus den Trümmern auftauchten, als wollten sie mich an das Lied von Otto Reutter gemahnen. Sonst war Stille, Schweigen, Wipfelrauschen, Vogelsang. Wir schritten die Gemarkung ab, wir ermaßen den Raum. Die Trümmer von fünfzig oder sechzig zersprengten Bunkern waren über ein Waldstück von beträchtlicher Größe verstreut. Man hatte, als man sie baute, zur Tarnung Erde aufgeschüttet, so daß es der Natur nicht schwerfiel, zurückzuerobern, was der Hochmut der Krieger ihr abgetrotzt hatte. Irgendwann wird das alles verschwunden sein, rascher als Ninive oder das große Babylon. Damals vor dreißig Jahren beherrschte der nackte Beton noch die Szene. Klafterdicke Wände ragten auf, Blöcke lasteten schwer, glatte Pisten dehnten sich schräg. Hängende Stahlstäbe bebten, wenn

man sie streifte, von einer fremden Musik. Gitterwerke lagen frei, Zacken krallten heraus.

Ich ließ mich fotografieren: eine eiserne Leiter hinaufkletternd, mit ausgebreiteten Armen flach auf dem Boden liegend, auf Betonklötzen thronend, sitzend in lässiger Haltung unter Schlangen von blitzendem Stahl. Es fiel schwer, sich zu trennen, jedes Trumm ward erstiegen, jeder Bunker besucht. Es war ein elementares Ereignis und mehr als das: Es war, man weiß es, eine Geste des Besitz-Ergreifens, ein triumphaler Akt.

War das nicht der Wald, den man nicht mehr zu verlassen wünschte, der deutsche Wald? Hyperborea, der Ort, von dem die Götter des Nordens gekommen waren, die weißen Götter vom Schwanen-Gestad, und wo sie schlafen bis zum nächsten Aeon, jenseits des Eises, der Schatten, des Todes, bis zur Stunde der Wiederkehr?

Aber nein, das zu sagen und es hier zu sagen, wäre emphatisch und falsch. Das hieße, sich dem Fetisch Geschichte allzusehr unterwerfen. Denn der Nationalismus, wir wissen es mit Nietzsche, ist auch nur eine Form des Exotismus. Und es wäre schlimm, wäre man, „von einem bösen Geist im Kreis herumgeführt“, im Labyrinth geblieben oder hätte man sich, wie Platens Kaiser Otto, als „thatenloser“ zum „thatenreichsten Mann“ gelegt. Weder dem Täter war hier zu huldigen noch auch dem Attentäter. Beide gehören der Zeit.

Und doch: „Hast du alles vergessen?“ Warum dies Aufatmen? Woher das Gefühl der Befreiung, der Heiterkeit, ja, der Begeisterung? Ich war in mein Reich eingetreten. Hier unter dem Trümmerhaufen lag etwas verschüttet, was mich anging. Der deutsche Mythos, der deutsche Traum. Dieser Ort hatte mit mir zu tun wie das Pfarrhaus in Röcken oder das Grab am Wannsee, wie der „Zarathustra“ und das „Lohengrin“-Vorspiel. Ich wußte es nicht, aber ich spürte es, ich vermochte es nicht in Worte zu fassen, aber die Ahnung war da. Und mehr als die Ahnung: die Weihe, der Zauber, der Rausch. Dies war, in irgendeinem kaum sagbaren Sinne, der Ort, welcher der Götterdämmerung näher lag als jeder andere. Die Aura hielt vor bis hierher. Sie wurde zerstört, als der Vorposten fiel, als der Feind von Osten die Grenze des Reichs überschritt. Was dann kam, war der Zusammenbruch. Hier hatte sich etwas entschieden, woran ich zu tragen hatte und bis heute trage. Was als Werk wuchs in mir, wuchs auch im Aufstand wider die Schatten jenes Untergangs. Es drängte aus Trümmern ans Licht.

Der Anteil Hitlers an der Katastrophe und die Schuld der Deutschen, die ihn zu ihrem Führer erwählten, sei nicht bestritten. Ein Volk muß sehr krank sein, wenn es solchen Heilern vertraut. Und doch: Nicht 1935 – 1945 war der tiefere Einschnitt. Denn es ist ein Unterschied, ob man Herr im eigenen Hause bleibt, ob man selbst in der Krisis und in der Niederlage souverän agiert, die Banner hissen, die Toten ehren darf, oder ob man zur bedingungslosen Unterwerfung gezwungen wird. Hitler hatte die Würde der Besiegten fürchterlich mißachtet. Nun fiel der Schrecken zurück auf das deutsche Volk.

1945 wurde mehr zerstört als die Wolfsschanze, mehr als der Staat Preußen, mehr als das Dritte Reich oder das Deutsche Reich. Das Verblassen der Aura, der Verlust der Souveränität zeigt sich am subtilsten in der Musik. Man vergleiche die Ton-Aufnahmen aus der Zeit vor dem Zusammenbruch mit denen der sechzig Jahre danach. Man höre Beethoven, dirigiert von Furtwängler. Man höre in einem kleinen Lied wie Lili Marleen jenen Passus in der letzten Strophe, wo der Chor einsetzt: „Wenn sich die späten Nebel drehn ...“ Das war nicht wiederholbar von Tausenden, die es seither gesungen haben. Man vernehme den Bariton Hans Hotter mit Wotans Abschied im Jahre 1962 und dann denselben Sänger zwanzig Jahre zuvor, und man kennt ein für alle Male den Unterschied zwischen einem sehr guten Sänger und einem souveränen Sänger. Nicht zu reden davon, daß seit 1945 kein Siegfried und kein Tristan mehr in Bayreuth auf der Bühne standen, ein tiefer Riß liegt dazwischen, eine Wunde, die sich bis heute nicht schloß.

All das dachte ich nicht, aber ich empfand es, als ich an jenem sonigen Spätsommer-Tag in Masuren mich zwischen den Trümmern er-



Kreuzgang und „Goldene Pforte“ in der Marienburg, Vorkriegszustand

ging. Ein Anruf war erfolgt, kaum in Worten, ein Auftrag erteilt. Kein geschichtlicher, kein politischer – es ging um mehr, es ging ums Ganze, es geht immer darum. Es ging um die Heimat des Herzens, um den innersten, den heiligsten Bereich. Der war verschüttet und begraben, fernab und streng geheim, der war aus dem Wort verbannt. Man erwäge, wie die Welt aussah, in die es uns verschlagen hatte, die wir in der Mitte des Jahrhunderts geboren sind. Die Sprache war versiegelt, Banner und Wappen unter Verschuß. Wer von Quell, Wurzel oder gar vom Blute sprach, war verdächtig, vom Gralshüter zum SS-Mann war es nur ein Schritt, der Adler galt als „faschistisches Symbol“. Deutsche Zustände 1997 nicht anders als 1971 oder 2005. Auf den ersten Blick geschieht sehr viel in einem Jahrhundert, auf den zweiten beinahe nichts. Aber der Einzelne kann nicht warten, bis die Stunde ihm günstiger wird, er hat seine Zeichen zu setzen, hier und jetzt. Ich gewann meinen Atem, meine Freiheit als Dichter in dem Augenblick, da ich von Adler und Schlange, von Queste und Speer, von Holden Reich und vom Unsichtbaren Gral zu sprechen wagte. Jahre noch sollten vergehen bis dahin. Aber hier war ein Tor aufgestoßen, und man wird nun verstehen, daß ich ungern schied. Ich hatte den deutschen Traum geträumt. Oder besser: Ich hatte den Weckruf gehört.

„Ein Traum – was sonst?“ sagt der Prinz von Homburg, als man ihm die Binde von den Augen nimmt. Aber er hat, so unrecht wie ich haben würde, wenn ich sagte, ich sei damals, als ich die Stätte verließ, aus dem Traum zurückgekehrt in den Tag. Das Gegenteil ist wahr; Die Stunden im Trümmergelände, die Gänge im hyperboreischen Wald – das war der Moment, da ich wach war, hellwach, Tageslicht brach für Augenblicke in den Kerker ein. Ich hatte im Dämmer der Gesänge gewebt, jetzt stand ich im Offenen, wie später an der Queste, zum ersten Mal war mir der Himmel verklärt, lagen die Dinge im Morgenglanz, im sich verjüngenden Licht. Ich war, so schien es fast, bei mir angekommen und wollte mich nicht wieder verlieren. Aber man ist ja noch nicht bei sich, solange man in Orten und Zeichen mehr sucht oder sieht als die Bestätigung dessen, was man von jeher besitzt. Darum ist Pindar der Führer eher als Herodot. Der Krieger wird es nicht erobern und der Reisende wird es nicht entdecken, weder zu Wasser noch zu Lande, das Reich, darin uns die Götter begegnen, darin uns die Huldin erquickt. Du hast es selber zu stiften, indem du dein Werk schaffst und es prägst mit dem Siegel des Souveräns.

So bist du der Seher,
Der Hortner am Tor,
Der Hyperboreer
Im Schwanen-Dekor,
Dort, Holder, behüte
Der Asen Portal,
im Schoß einer Blüte
Den heiligen Gral.

Den Glanz, dir verheißen,
Das Zwilling-Gestirn,
Die Götter, die weißen,
Du lockst sie vom Firn
Und kürst sie, der Gnade
Gewahr deines Ahns,
Zu Schlacht und Parade
Im Zeichen des Schwans.

Zur Nacht, wenn der Balken
Im Schildhaupt zerbrach,
Entschlag dich dem Falken,
Der Natter geh nach,
Herbstnebel umwogen
Dein sterbliches Aug,
Der Gott mit dem Bogen
Wacht starr auf Arnshaugk.

Vergangenheitspolitik

Karlheinz Weißmann (Hrsg.)



Die Besiegten

Die Deutschen in der Stunde
des Zusammenbruchs 1945

 EDITION ANTAIOS

Wolfgang Paul



Der Endkampf

Deutschlands
Untergang 1945

 EDITION ANTAIOS

Karlheinz Weißmann (Hrsg.)

Die Besiegten

Die Deutschen in der Stunde
des Zusammenbruchs 1945

312 Seiten, 22 €
ISBN 3-935063-35-0

Wolfgang Paul

Der Endkampf

Deutschlands Untergang 1945

420 Seiten, 30 Karten, 26 €
ISBN 3-935063-36-9



EDITION ANTAIOS

Rittergut Schnellroda
06268 Albersroda
Tel./Fax 034632-90941

www.edition-antaios.de

Die Geheimnisse der *libération*

von Karlheinz Weißmann

Als Frankreich im vergangenen Jahr der *libération* gedachte, meldeten sich einige ungewohnt kritische Stimmen zu Wort. So erschienen in dem verbreiteten politischen Magazin *Marianne* gleich mehrere Beiträge, die die „Geheimnisse der Befreiung“ lüften sollten. Zu diesen „Geheimnissen“ gehören nicht nur der andauernde Streit zwischen de Gaulle, Eisenhower und Churchill, sondern auch die Bombardierung französischer Städte durch die Alliierten und die problematische Rolle der *Résistance* im Zuge des militärischen Vorgehens.

Der Konflikt de Gaulles mit seinen angelsächsischen Verbündeten dauerte bis kurz vor Beginn des Landungsunternehmens. Die Aversion zwischen dem Vertreter der *France libre* und den Angelsachsen war allgemein bekannt, aber nicht deren politische Dimension. Dabei spielten Formfragen eine Rolle, aber vor allem ging es um das gegenseitige Mißtrauen im Hinblick auf weiterreichende Zielsetzungen. Tatsächlich erwog Washington bis 1944, mit einem Repräsentanten des Vichy-Regimes zusammenzugehen, der konzilianter gewesen wäre als der General. Ein weiterer Grund für solche Pläne war die Angst,



Legale Säuberung: Erschießung eines Kollaborateurs

nach der Invasion in Frankreich keine ausreichende Hilfe zu finden, denn die Sympathie der Bevölkerung schien unsicher. Mehr als fünfzigtausend Franzosen fielen militärischen Aktionen der Alliierten zum Opfer, davon zwanzigtausend dem, was ausdrücklich „Terrorbombardement“ genannt wird. Die Empörung in einigen normannischen Städten war so groß, daß die Einwohner abgeschossene englische und amerikanische Piloten lynchten.

Das sind unschöne Details im Bild der Befreiung, aber die eigentliche Beschädigung droht durch das Wirken der *Résistance*. De Gaulle hat immer die Nichtigkeit der Kollaboration behauptet unter Hinweis auf die „Selbstbefreiung“ Frankreichs. Einwände gegen diese Lesart konnten allerdings nie ganz zum Schweigen gebracht werden. Schon in der unmittelbaren Nachkriegszeit gab es erbitterte Auseinandersetzungen um den Widerstand der Franzosen und in den siebziger Jahren einen „Historikerstreit“ über die These, daß sich die „vierzig Millionen Pétainisten“ (Henri Amouroux) ganz willig mit Vichy arrangierten, jedenfalls kein massenhafter Kampf gegen die deutschen Besatzer geführt wurde. Der allgemeine Attentismus hätte den Heldenmut der *Résistance* in umso hellerem Licht strahlen lassen können. Aber dem steht das Wissen um die problematischen Züge des Widerstands entgegen. Die langwierige und mit großer Erbitterung geführte Auseinandersetzung um den Tod Jean Moulins hat der Öffentlichkeit immerhin deutlich gemacht, wie kompliziert die Frontverläufe waren.

Das größte Problem war die Heterogenität der *Résistance*. Es gab den Widerstand der ersten Stunde, der vor allem von Anhängern de Gaulles und Nationalisten wie dem berühmten

Hélie de Saint Marc geleistet wurde („Es ist die Linke, die die Résistance ausgebeutet hat, aber es sind Männer der Rechten, die sie geschaffen haben“, François de Grossouvre). Die zweite, kommunistische Fraktion der *Résistance* trat erst verzögert auf den Plan. Das hing damit zusammen, daß der PCF bei Beginn des Krieges die Verteidigungsanstrengungen Frankreichs sabotiert hatte, weil der Angreifer Deutschland mit der Sowjetunion verbündet war, nach der Besetzung hielt man still und ging teilweise sogar zur Zusammenarbeit über. Erst im Juni 1941 wurde diese Taktik radikal geändert, und jetzt kam den Kommunisten ihre subversive Erfahrung im Untergrund zugute. Sehr schnell dominierten sie die anderen Gruppen des Widerstands und versuchten ihren Führungsanspruch durchzusetzen. Das führte zu scharfen, teilweise blutigen Auseinandersetzungen zwischen einzelnen Formationen der *Résistance*, die nur durch die gemeinsamen Gegner geeint wurden: Wehrmacht und deutsche Polizei, Kollaborateure, Administration und bewaffnete Organe des Vichy-Regimes sowie paramilitärische Einheiten, vor allem die *Milice*.

Der *Maquis* konnte die deutsche Position nie aus eigener Kraft gefährden. Ohne die Invasion im Juni 1944 wäre er zur Befreiung des Landes außerstande gewesen. Heute glaubt man, daß der Widerstand höchstens 200.000 Mann umfaßte, etwa drei Prozent der waffenfähigen Bevölkerung. Nach der Landung mußten die Alliierten rasch erkennen, wie gering deren militärischer Wert war, daß sie jedenfalls nicht als reguläre Einheiten verwendet werden konnten. Das Hauptinteresse der kommunistischen *Résistance* richtete sich sowieso nicht auf den militärischen Kampf, sondern auf den inneren Umsturz. Das und die Macht der verbündeten Sowjetunion bewogen de Gaulle, dem PCF erhebliche Spielräume zu öffnen. So erklärt sich nicht nur die kommunistische Regierungsbeteiligung, sondern auch die Bereitschaft, den Kommunisten bei der „Säuberung“ freie Hand zu geben.

Der Begriff „Säuberung“ sollte nicht an stalinistische Praktiken, sondern an die Zeiten der Jakobinerherrschaft erinnern. Dementsprechend wurden Wohlfahrtsausschüsse gebildet und mit oder ohne Unterstützung des Mobs Schuldige und Unschuldige abgeurteilt. Sehr oft kam es auch zu Mordaktionen, wobei private oder politische Rechnungen aus der Vorkriegszeit mit beglichen wurden, oder zu Massakern, denen mehrere hundert Menschen zum Opfer fallen konnten. Wie groß die Zahl der Toten dieser „wilden Säuberung“ war, ist bis heute umstritten: Während man unmittelbar nach Kriegsende von sehr hohen Ziffern ausging – der Innenminister Adrien Tixier soll 1945 von 105.000 Toten gesprochen haben, der sozialistische Abgeordnete Mitterrand drei Jahre später von 97.000 – hat sich mit wachsendem Abstand die Neigung durchgesetzt, diese Angabe zu reduzieren. De Gaulle nannte in seinen Memoiren mit verblüffender Exaktheit 10.842 Getötete (vielleicht auf Grund einer Schätzung der Gendarmerie), der



Wilde Säuberung: Eine Frau wird nackt durch die Straßen von Marseille getrieben

Historiker Robert Aron geht in seiner mehrbändigen Darstellung der Säuberung (*Histoire de l'épuration*, 2 Bände, Paris 1967) immerhin von 40.000 Toten aus.

Verglichen damit sind 767 legal hingerichtete Kollaborateure eine verhältnismäßig kleine Zahl, dazu kamen allerdings noch 13.000 Personen, die zu Zwangsarbeitsstrafen verurteilt wurden, mehr als 24.000, die Gefängnisshaft zu verbüßen hatten und fast 50.000, die ihre bürgerlichen Ehrenrechte verloren (*dégradation nationale*), was sehr oft zu Berufsverbot und zur Vernichtung der bürgerlichen Existenz führte. Bis zum Januar 1945 wurden mindestens 200.000 Menschen in Lagern interniert, vielleicht waren es aber auch 600.000 bis 700.000. Jean Paulhan, ein Mitglied der *Résistance*, äußerte, daß zwischen 1,5 und 2 Millionen Franzosen in irgendeiner Weise unter der *épuration* gelitten haben. Zu diesen Leiden gehörten neben den Exekutionen und Morden auch zahllose Akte von Brandstiftung, Raub und Plünderung, Mißhandlung, Vergewaltigung oder das berüchtigte öffentliche Kahlscheren von „Deutschenliebchen“.

Viele Historiker vertreten die Auffassung, in der Säuberung habe sich eine durch die nationale Demütigung von 1940 und den Siegesaumel von 1944 bewirkte „Psychose“ (Robert Aron) ausgewirkt. Vielleicht kommt man der historischen Wirklichkeit noch näher, wenn man der Argumentation Dominique Venners folgt, der in seiner „Kritischen Geschichte der Résistance“ (*Histoire critique de la Résistance*, Paris: Pygmalion 1995) darauf hinweist, daß die Säuberung mit ihren Proskriptionslisten und Schauprozessen, mit der Sensationsgier des Pöbels und dem systematischen Terror eher an die Zeit des römischen Bürgerkriegs erinnere. Dabei betont er, daß die Entwicklung schon unter dem Vichy-Regime ihren Anfang genommen habe mit der Verdrängung, Festsetzung, Folterung, Deportation oder Tötung von politischen Gegnern und Franzosen jüdischer Herkunft. Aber das nimmt dem Schrecken der Jahre 1944/45 nichts von seiner Realität. Der Enthusiasmus, der den Einzug de Gaulles in Paris begleitete und die zahllosen Volksfeste, mit denen man noch im kleinsten Dorf die Ankunft der Alliierten feierte, waren nur die eine Seite. Dominique Ponchardier, einer der Helden des Widerstands, notierte melancholisch: „Die Befreiung bietet keinen schönen Anblick.“

(1+15):2=8

von Lothar Höbelt

Für Österreich ist der 8. Mai einfach zu verorten: Von Klagenfurt abgesehen, wo die Straße des 8. Mai den Einmarsch der Briten verewigt, die als Befreier angesehen wurden, weil sie den Tito-Partisanen zuvorkamen, stellt er das arithmetische Mittel dar zwischen dem 1. Mai (der ist roten Paraden vor dem Wiener Rathaus vorbehalten) und dem 15. Mai (als ein schwarzer Kanzler und sein ebenso schwarzer Vorgänger 1955 den Abzug der Besatzungsmächte verkündeten). Der Kalender und der Wählerwille fügen es so, in prästablierter Harmonie, daß heuer wohl eher letzteres Datum Konjunktur hat. Wer will, darf sich natürlich auch unbeliebt machen, indem er lieber 10 Jahre EU-Beitritt oder 60 Jahre 1945 feiert – wie Kanzler Wolfgang Schüssel aus gegebenem Anlaß schon früher einmal sagte: Jeder hat das Recht auf politischen Selbstmord.



Österreich befreit: nicht ausgeführte Entwürfe für Briefmarken, 1945

Der Abzug der Alliierten 1955 wurde ja nun wirklich ganz allgemein als Vorteil empfunden – allenfalls einige Salzburger Nachtclubbesitzer befürchteten einen katastrophalen Umsatzrückgang und einige KP-Funktionäre bereiteten sich auf die Illegalität vor. Doch selbst diese Befürchtungen erwiesen sich als übertrieben, im einen wie im anderen Fall. Der Staatsvertragskanzler Julius Raab, 1945 noch als „Faschist“ aus der Regierung ferngehalten, komplimentierte die Sowjets zehn Jahre später aus Österreich hinaus. Die Atmosphäre war restaurativ – das war die Erfolgsgeschichte der fünfziger Jahre: Ihre Leistung war die Integration all jener, für die 1945 nun tatsächlich kein Jahr der Befreiung gewesen war. Auf europäischer Ebene versuchte das die EWG, ein Verbund der Besiegten von 1940 mit den Besiegten von 1945.

Wir wollen es dabei bewenden lassen. Die Frage, warum die Hysterie der Vergangenheitsbewältigung in Hitlers Geburtsland nie ganz die gleiche Resonanz gefunden hat, wie in seiner Wahlheimat, hat sich – *sine ira et studio* – über die gängigen Sottisen hinaus den Versuch einer Antwort verdient. Philosophische Gemüter mögen dabei sogar ganz weit in der Vergangenheit ansetzen – dem Unterschied zwischen dem katholischen und dem protestantischen Teil des Reiches. *Political correctness* gibt es natürlich auch in der Alpenrepublik, aber sie wird weit weniger internalisiert. Sprich: Man beugt sich

der politischen Autorität, aber man glaubt ihr nichts – und das ist auch würdig und recht so. Wer sein historisches Bewußtsein aus den Sonntagsreden von Schröder und Fischer schöpft, hat zweifelsohne auch nichts Besseres verdient. Um den verstockten Glauben an die Wohltätigkeit des Staates zu kurieren, mag Stumpfsinn von oben sogar ein ganz brauchbares Medikament sein, unerwünschte Nebenwirkungen mit eingeschlossen.

Es wäre freilich erstaunlich, würden nicht auch tagespolitische Nützlichkeitsabwägungen zu Buche schlagen. Das fängt – und fing – schon immer mit der einfachen Überlegung an: Wenn man den Wert der Erinnerungskultur an der Distanz zum NS-Regime bemaß, dann hatte natürlich in erster Linie Engelbert Dollfuß gute Karten, der Kanzler, der im Februar 1934 die Sozialdemokratie in einem Bürgerkrieg niedergeworfen hatte – denn was immer man sonst von ihm halten mochte, er war immerhin im Zuge des NS-Putsches vom 25. Juli 1934 ums Leben gekommen. Bruno Kreisky, der Überwarter der Achtundsechziger, ließ die jungen Linken daher auch in erster Linie gegen den Ständestaat hetzen, der ihn eingesperrt hatte, weniger gegen die „illegalen“ Nazis, die mit ihm zusammen in der Zelle gesessen waren.

Zu einem Paradigmenwechsel kam es da erst nach 1986: Kreisky war auf Mallorca, die Große Koalition wieder an der Macht, Waldheim Präsident, Haider in der Opposition. Die Ära Vranitzky bot insofern gute Voraussetzungen für eine „Verwestlichung“ – nicht mehr den antikommunistischen Konsens des Kalten Krieges, sondern die *holocaust awareness* der neunziger Jahre. Die Linksintellektuellen sind inzwischen zu dem Schluß gekommen, sie seien in ihrem antifaschistischen Eifer damals von der SPÖ instrumentalisiert worden. Wie bei so manchen Spielen unter *consenting adults*, ist offenbar nicht ganz klar, wer hier wen zum Unfug verleitet hat: Denn am Ende der Zeitgeist-Inszenierung stand auch für die SPÖ der Verlust eines Drittels ihrer Wähler. Die Antifa-Welle, ein halbes Jahrhundert danach, ist bei der Arbeiterklasse ja nirgendwo ein Renner gewesen. Erfolgversprechend war sie bloß als Zankapfel, den man in die Reihen der bürgerlichen Konkurrenz wirft. Diese Taktik scheint in der BRD immer noch aufzugehen; in Österreich mitnichten. Auf dementsprechende Nachfragen erteilt der Kanzler milde die Auskunft, das Schöne an einem freien Land sei, daß man auch Unsinn sagen dürfe. Realpolitik siegt über Hysterie.

Und wer immer behauptet, die Österreicher seien geschichtsvergessen, der sei auf den 27. Januar verwiesen. Da feiern wir 2006 Mozarts 250. Geburtstag – der war zwar kein Österreicher, sondern fürsterzbischoflich salzburgischer Untertan im Heiligen Römischen Reich Deutscher Nation, aber das macht nichts: Wie heißt es in der Bundeshymne, die eine Dame aus der alten Monarchie zu seinen Klängen kurz nach 1945 dichtete: „Heimat bist du großer Söhne, Volk begnadet für das Schöne ...“



Heft 5



Heft 6



Heft 7

Jede Studie 5€

Bestellungen unter
Institut für Staatspolitik
Rittergut Schnellroda
06268 Albersroda

Fax/Tel: (034632) 90942

Der Tenno und der General

von Winfried Knörzer

Am Morgen des 15. August, wenige Tage nachdem amerikanische Atombomben alles Leben in Hiroshima und Nagasaki ausgelöscht hatten, ertönte aus Radios und Lautsprechern die bisher noch nie gehörte Stimme des Kaisers: „Die Kriegslage hat sich nicht unbedingt zu unserem Vorteil verändert. ... Wir sind Uns über euer aller, Unserer Untertanen, innerste Gefühle völlig klar. Jedoch dem Befehl der Zeit und des Schicksals gehorchend, haben Wir Uns entschlossen, einem großen Frieden für alle kommenden Generationen den Weg zu bereiten, indem Wir das Unerträgliche ertragen und erdulden, was man nicht erdulden kann“. Auch wenn diese, im präzisen Stil der Hofsprache gehaltene Rede nur von wenigen in allen Einzelheiten verstanden wurde, wußte jeder, daß der Krieg verloren war. Wie kam es zu dieser Niederlage?

Japan war kein – im Nolteschen Sinne – faschistisches System. Allerdings ähnelte die Situation in Japan nach dem Ersten Weltkrieg der Lage in Italien, da auch in Japan, das die deutschen Kolonien in Asien erobert hatte, der Eindruck vorherrschte, um die Früchte des Sieges betrogen worden zu sein. Während sich Japan nach der Meiji-Restauration 1868 in wenigen Jahrzehnten von einem rückständigen, mittelalterlichen Feudalstaat zur führenden Regionalmacht Ostasiens entwickelt hatte, begann nach 1918 Japans Aufstieg an seine Grenzen zu stoßen, da Großbritannien und die USA eine weitere Expansion des unerwünschten Emporkömmlings

einzdämmen suchten. Japan mußte im Washingtoner Flottenabkommen eine demütigende Einschränkung seiner maritimen Rüstung hinnehmen. Die Diskriminierung durch die westlichen Mächte, wirtschaftliche Schwierigkeiten, die unter anderem regelrechte Hungerrevolten auslösten, und eine Krise des parlamentarischen Systems ließen die bisherige Orientierung am westlichen Modell obsolet werden.

Aus dieser kritischen Lage heraus entstanden wie in Europa nationalrevolutionäre Bewegungen: faschistische Parteien und zum Teil terroristische Geheimbünde. Diesen verschiedenen, in sich zerstrittenen Parteien gelang es aber nicht, sich eine echte Massenbasis zu verschaffen, Staatsstreichversuche der Geheimbünde wurden von den regulären Truppen niedergeschlagen. Ihr Einfluß war aber stark genug, das politische Klima zu radikalieren, die politischen Parteien zu diskreditieren und dem Establishment den Weg eines militärischen Expansionismus aufzuzwingen. Nach der Ausschaltung des Parlaments gelangte die Führung des Staates in die Hände der Staatsbürokratie und des Militärs. Das japanische politische System im Zweiten Weltkrieg ähnelte weniger dem nationalsozialistischen Deutschland als vielmehr dem Deutschland des Jahres 1918, als Ludendorff eine Art Militärdiktatur ausübte.

Der japanische Imperialismus richtete sich vornehmlich auf China: während der dreißiger Jahre eroberte Japan weite Teile Chinas, wo-

durch es sich aber in einen Teufelskreis hineinmanövrierte. Je weiter Japan vordrang, desto drastischer wurde die mit spürbaren Boykottmaßnahmen einhergehende angloamerikanische Eindämmungspolitik, der man wiederum nur mit weiteren Eroberungen begegnen konnte, um die lebensnotwendigen Rohstoffe und Absatzmärkte zu sichern. Als 1941 die Situation kulminierte, versuchte die Militärführung durch einen Befreiungsschlag, den Angriff auf Pearl Harbour, der das amerikanische Militärpotential im Pazifik vollständig vernichten sollte, den Teufelskreis zu durchbrechen. Zwar wurden in der Tat einige amerikanische Schlachtschiffe und ein Großteil der landgestützten Flugzeuge durch den Überraschungscoup vernichtet, aber die amerikanischen Flugzeugträger, die sich auf hoher See befanden, blieben unversehrt. Mit diesen holten die USA ab dem Sommer 1942 zum Gegenschlag aus. Die USA erwiesen sich auch in dieser Phase des Krieges als die militärisch überlegene Macht. Als ab 1944 das enorme amerikanische Rüstungspotential zum Tragen kam, war Japans Schicksal besiegelt.

Die ersten amerikanischen Truppen, die zwei Wochen nach der Kapitulation eintrafen, betraten ein völlig verwüstetes Land: drei Millionen Japaner waren umgekommen, neun Millionen obdachlos, ein Drittel der nationalen Ressourcen zerstört. Die Japaner hungerten, waren erschöpft und verzweifelt. Sie machten die Militärs für die katastrophale Lage verantwortlich und sehnten sich nach einem Neubeginn. Insbesondere die Vertreter der Linken begrüßten die Amerikaner als Befreier.

Die Strategie der amerikanischen Besatzungspolitik beruhte auf zwei Grundannahmen: 1. Die Japaner sind ein orientalisches Volk. Sie handeln gruppenorientiert und sind autoritätsabhängig. Deshalb muß eine Reform von oben her erfolgen. Um den amerikanischen Reformbemühungen Legitimität zu verleihen, müssen diese im Einklang mit der obersten Autorität Japans, dem Kaiser, stehen. Um die Autorität des Kaisers zu bewahren, setzte der amerikanische Oberbefehlshaber MacArthur alles daran, die Frage nach der Kriegsschuld des Tenno zu unterbinden. 2. Im Gegensatz zur alliierten Kriegspropaganda und der Auffassung zuhause hielten die Besatzer den japanischen Volkscharakter nicht für grundsätzlich verderbt. Vielmehr sah man die Ursache des Krieges in den archaisch-feudalen Residuen und den Machenschaften des militärisch-industriellen Komplexes. Durch die Beseitigung dieser strukturellen Faktoren glaubte man den Reformen zum Erfolg verhelfen zu können. Diese beiden Annahmen – Schutz des Kaisers und Schuldzuweisung an eine durch die Niederlage sowieso schon diskreditierte Gruppe – kamen den Erwartungen und dem Selbstbild der Japaner entgegen, weshalb sie die Besatzungspolitik nicht nur widerstandslos akzeptierten, sondern sogar aktiv an der Umgestaltung mitarbeiteten. So hatte man beispielsweise schon vor dem Eintreffen der Amerikaner die Schulbücher von allen „ultranationalistischen“ Passagen

gesäubert. Täglich gingen Reformentwürfe bei den Besatzungsbehörden ein. Den Bewußtseinswandel illustriert in besonders eindrücklicher Weise, daß ein Gesetzentwurf für ein arbeitnehmerfreundliches Arbeitsschutzgesetz von einem früheren Geheimpolizeichef eingebracht wurde. Das Zusammenspiel von Besatzern und Besiegten nahm teilweise sogar groteske Züge an. Im Tokyoter Kriegsverbrecherprozeß hatten beide Seiten sich auf die Sprachregelung geeinigt, daß der Kaiser von allen militärischen Vorgängen nur unzureichend unterrichtet gewesen sei und darum keine Verantwortung trüge. Als der Hauptangeklagte, Expremier Tojo Hideki bekannte, „keiner von uns hätte es gewagt, gegen den Willens des Kaisers zu handeln“, wirkte der US-Chefankläger auf einen Vertreter des Hofes ein, General Tojo zum Widerruf zu bewegen.

Im Gegensatz zu Deutschland wurde die amtierende Regierung nicht abgesetzt. Zwar wurden einige der besonders belasteten Politiker verhaftet und auch verurteilt und extreme Elemente durch gemäßigte Vorkriegspolitikern ersetzt, aber die Kontinuität der Führungsschicht und der Staatsbürokratie blieben erhalten. Diese Rücksichtnahme hat aber nichts damit zu tun, daß die Amerikaner nur die schlimmsten militaristischen Auswüchse beseitigen und ansonsten alles beim alten lassen wollten. General MacArthur, der über eine Machtfülle verfügte, von der ein amerikanischer Präsident nicht einmal zu träumen wagte, zögerte nicht, einen radikalen Umbau der japanischen Gesellschaft ins Werk zu setzen. Dies mußte die japanische Regierung erfahren, als ihr zögerlicher Verfassungsentwurf, der nur einige kosmetische Korrekturen der bestehenden Meiji-Verfassung vorsah, von MacArthur vom Tisch gefegt wurde. Die neue Verfassung wurde innerhalb einer Woche komplett von amerikanischen Experten erstellt. Diese sah folgende einschneidende Veränderungen vor:

- (1) Der Tenno wurde seiner gottgleichen Stellung beraubt und auf eine rein repräsentative Funktion als „Symbol der Einheit des Landes“ beschränkt.
- (2) Der Adel und das adlige Oberhaus wurden abgeschafft.
- (3) Ein Grundrechtskatalog, der den der amerikanischen Verfassung übertrifft, wurde eingeführt.
- (4) Die großen wirtschaftlichen Konzerne (zaibatsu) wurden zerschlagen.
- (5) Eine umfassende Landreform, die feudalen Großgrundbesitz auflöste und den Landbesitz auf ein Hektar reduzierte, wurde durchgeführt.
- (6) Die Lage der Arbeitnehmer wurde dramatisch verbessert.
- (7) Das Erziehungswesen wurde grundlegend modernisiert.
- (8) Als besonderes Novum verzichtete Japan in dem berühmten Artikel 9 auf das Recht zur Kriegführung, wodurch sich Japan zu einem radikalen Pazifismus verpflichtete.

Vergleicht man das Verhältnis von Veränderung und Bewahrung in Westdeutschland und Japan, so zeigen sich bemerkenswerte Unterschiede: Während in Deutschland das politische System und die „deutsche Ideologie“ radikal beseitigt wurden, blieben das gesellschaftliche und wirtschaftliche System nahezu unverändert. In Japan dagegen wurde die Gesellschaft völlig umgekrempelt, die Wirtschaft in weiten Teilen umgestaltet (deutliche Erweiterung der Arbeitnehmerrechte, Dezentralisierung, stärkerer staatlicher Einfluß), während von den Gebäuden des politischen Systems und der grundlegenden Werte japanischer Geistigkeit gewissermaßen die Hälfte bestehen blieb: Kontinuität der politischen Klasse, die zwar reduzierte, aber in ihrem Kern unangetastete Rolle des Kaisers, Beibehaltung der traditionell japanischen Religion des Shintoismus, die aber ihrer politischen Funktion entkleidet wurde.

Der Reformeifer der unmittelbaren Nachkriegszeit begann nach 1948 merklich zu erlahmen. Dies hatte mehrere Gründe: Der Verlust der ökonomisch sehr wichtigen japanischen Kolonien, die Zerstörung der Infrastruktur, die investitionshemmende Unsicherheit hinsichtlich der angedrohten Reparationen, Inflation und Arbeitslosigkeit, Hungersnöte und die zahlreichen Streiks hatten Japan in eine wirtschaftliche Depression gestürzt. Nur massive amerikanische Hilfslieferungen konnten ein Abgleiten in völliges Chaos verhindern. Desweiteren nutzte die Linke, allen voran die überaus rührige kommunistische Partei, die neugewonnene Freiheit, um die Lage weiter zu radikalisieren. Sie schreckte auch vor einer Kritik am Tenno und den Besatzungsbehörden nicht zurück. Durch den Sieg Mao Tse Tungs und den Beginn des Koreakriegs drohte ganz Ostasien dem Kommunismus anheimzufallen. Daher entschlossen sich die Besatzungsbehörden, das Ruder herumzuwerfen: das Streikrecht wurde eingeschränkt, die Zensur verschärft und in einer großen Säuberungswelle, in der mehrere tausend Aktivisten ihre Stellung verloren, der Einfluß der Linken eingedämmt. Aber bereits vorher hatten viele japanische Kritiker auf das Paradox einer „Demokratisierung von oben“ hingewiesen: Wenn man unter Demokratie den freien Ausdruck des politischen Willens jedes einzelnen Bürgers versteht, wie soll man Demokratie erlernen, wenn sie von oben befohlen wird? Zu Recht wurde darauf aufmerksam gemacht, daß man MacArthur in gleicher Weise verehrte wie bislang den Kaiser und daß man in derselben Autoritätshörigkeit der Demokratiepropaganda folgte wie einst der Kriegspropaganda. Die zahlreichen Privilegien der mehreren hunderttausend Besatzungssoldaten, ihre Erfolge bei japanischen Frauen, die diffusen, stets aber drückenden Zensurbestimmungen (selbst Bilder des Fujiyama waren verboten), die fragwürdige Praxis der Kriegsverbrecherprozesse und so weiter ließen die anfängliche Amerikabegeisterung rasch abkühlen. Nach dem Friedensvertrag von 1952 und der dadurch wiedergewonnenen Souveränität verstärkte sich

daher die – von manchen restaurativ genannte – Besinnung auf das Eigene. Zwar blieb die oktroyierte Verfassung, die im Gegensatz zum Grundgesetz per Parlamentsbeschluß hätte abgeschafft werden können, in Kraft, was aber kein Hinderungsgrund war, als Kriegsverbrecher verhaftete Leute wie Kishi Nobusuke zum Ministerpräsidenten (1957–1960) zu machen. Am deutlichsten zeigt sich die allmähliche Renationalisierung in der wachsenden Wertschätzung des Yasukunischreins. Der Yasukunischrein ist ein Shintotempel, welcher dem Gedenken an die gefallenen Soldaten dient. Aufgrund der ideologischen Funktionalisierung des Shintoismus hatten die Amerikaner Kulthandlungen aktiver Politiker verboten und die martialischen Gedenktafeln zubetonieren lassen. Im Laufe der Zeit wurde die Betonabdeckung entfernt, die Ahnenverehrung auf *alle* Kriegsverbrecher ausgedehnt und der Schrein schließlich sogar, trotz massiver Proteste aus dem Ausland, von etlichen Ministerpräsidenten aufgesucht.

Dies soll aber nicht heißen, daß die Japaner zum Nationalismus der Vorkriegszeit zurückgekehrt sind. Auch in Japan gab es eine Vergangenheitsbewältigung. Diese trat unter anderem in einer vielfältigen Erinnerungsliteratur zutage, die aber zumeist die eigene persönliche Schuld reflektierte und sich nicht zu einer Anklage gegen das Japanertum ausweitete. Die Beschäftigung mit den Greueln der Vergangenheit resultierte in der weitverbreiteten Auffassung von der Sinnlosigkeit des Krieges. Im sich daraus ergebenden verinnerlichten Pazifismus wird die Vergangenheit tatsächlich bewältigt, da die kritische Reflexion zu einem klar identifizierbaren und praktizierbaren Ziel gelangt und dadurch stillgestellt wird, während das Getriebe der bundesrepublikanischen Vergangenheitsbewältigung in zielloser Rotation perenniert.

Was in Deutschland nur Wunschtraum einiger intellektueller Außenseiter war, ist in Japan Wirklichkeit: Japan ist eine selbstbewußte Nation. Vielleicht hat am stärksten ausgerechnet MacArthur dazu beigetragen, als er gegen vielfältigen, auch japanischen Widerstand, Rücktritt und Strafverfolgung des Kaisers verhinderte. Wie es die neue Verfassung bekräftigt, verkörpert der Tenno die Einheit des Landes – auch über die Zeitläufe hinweg. Die reale Kontinuität von Kaiser Hirohitos Herrschaft fügte Vergangenheit und Gegenwart zu einer Einheit zusammen, während in der BRD der Mythos der Stunde Null die deutsche Geschichte vor 1945 zu einem Schreckbild des Bösen verteuflte. Den von den meisten Japanern geteilten Glauben an die Unerschütterlichkeit der Substanz Japans brachte Kaiser Hirohito in einem Gedicht anläßlich der Wiedergewinnung der Unabhängigkeit zum Ausdruck:

Tapfere Kiefer –
du erträgst den Schnee,
der auf dir lastet.
Unverändert ist deine Farbe.
Möge das Volk dir gleichen.



Dieter Stein (Hrsg.)
Die Tragödie des Westens
128 S., Pb., EUR 9,90
ISBN 3-929886-10-3



Alain de Benoist
Die Wurzeln des Hasses
64 Seiten, Pb., EUR 6,90
ISBN 3-929886-11-1



Der Streit um Martin Walser
120 Seiten, Pb., EUR 8,90
ISBN 3-929886-13-8



Alexander von Stahl
Kampf um die Pressefreiheit
224 Seiten, Pb., EUR 12,00
ISBN 3-929886-15-4



Alexander von Stahl
Pressefreiheit II
130 S., Pb., EUR 8,90
ISBN 3-929886-17-0



Alexander von Stahl
Pressefreiheit III
64 S., Pb. EUR 6,90
ISBN 3-929886-18-9



Alain de Benoist
Kritik der Menschenrechte
168 S., Pb., EUR 10,90
ISBN 3-929886-19-7



Alain de Benoist
Die Schlacht um den Irak
82 Seiten, Pb., EUR 7,90
ISBN 3-929886-14-6



Rettet die deutsche Sprache
192 Seiten, Pb., EUR 10,90
ISBN 3-929886-21-9



Phantom „Neue Rechte“
ca. 130 Seiten, Pb., EUR 8,90
ISBN 3-929886-22-7

NEUERSCHEINUNG FEBRUAR 2005



Vertrieb:

Junge Freiheit Verlag GmbH & Co.
Hohenzollerndamm 27a
10713 Berlin
E-Post:
buchdienst@jungefreiheit.de
Tel. 030/86 49 53-0
Fax 030/86 49 53-50

EDITION JF

www.JF-Buchdienst.de

Versandkostenfreie Lieferung ab 20,- Euro!

Erschütterungen

Karlheinz Weißmann (Hrsg.): *Die Besiegten. Die Deutschen in der Stunde des Zusammenbruchs 1945*. Schnellroda: Edition Antaios 2005. 330 S., geb., 22.00 €

Wolfgang Paul: *Der Endkampf. Deutschlands Untergang 1945*. Schnellroda: Edition Antaios 2005. 420 S., geb., 26.00 €

Zwei „Erschütterungen“ habe das deutsche Volk 1945 erleben müssen, schreibt der ehemalige deutsch-jüdische Emigrant Julius Posener im Bericht über seine Zeit als englischer Besatzungsoffizier in der früheren Heimat: die Niederlage und die Tatsache, kollektiv für die Verbrechen des nationalsozialistischen Regimes verantwortlich gemacht zu werden. Während die zweite „Erschütterung“ noch immer, teilweise sogar ausschließlich, beim Blick auf dieses bedeutsame Datum bestimmend ist, tritt die erste – die Niederlage – mehr und mehr in den Hintergrund.

In der Edition Antaios sind jetzt zwei Bücher erschienen, die der zunehmend verengten Sichtweise im Gedenken an das Kriegsende vor sechzig Jahren gegensteuern. Zum einen die Wiederauflage des bereits 1976 veröffentlichten Werks „Der Endkampf – Deutschlands Untergang 1945“ von Wolfgang Paul und der von Karlheinz Weißmann herausgegebene Band „Die Besiegten – Die Deutschen in der Stunde des Zusammenbruchs“.

In Wolfgang Pauls „Endkampf“ ist die Zugehörigkeit des Autors zur Erlebnisgeneration unverkennbar; der Tatsachenbericht ist nicht nur aus Quellenmaterial und Literatur zusammengestellt, sondern auch mit Autobiographischem durchwirkt. Seine eigenen Erlebnisse – niedergeschrieben in Tagebuch und Kriegsaufzeichnungen – gibt Paul in dritter

Person wieder, in der Figur des Oberleutnants Wolfgang Koch. Wie dieses *alter ego* ist auch der Autor, geboren 1918, nach dem Abitur in die Wehrmacht eingetreten und hat bereits an der Besetzung des Sudetenlandes 1938 teilgenommen. Nach einer schweren Verwundung im Winter 1941 vor Moskau kann Paul für kurze Zeit in Berlin studieren; obwohl wegen der schweren Kriegsversehrung nur bedingt verwendungsfähig, meldet sich Paul wieder zur Front und nimmt an den Abwehrkämpfen in Böhmen teil.

Die Zeitspanne, die Pauls vorliegende Darstellung umfaßt, reicht von der verheerenden Bombardierung Dresdens im Februar, bis in die Zeit kurz nach der Kapitulation der Wehrmacht im Mai 1945. Auch für diesen zeitlichen Rahmen ist eigenes Erleben bestimmend. Der Oberleutnant Koch wird als in Dresden stationierter Soldat Zeuge des Untergangs seiner Heimatstadt, bei dem Angriff kommt sein ebenfalls dort den Dienst versehender Vater ums Leben. Nach letzten Kämpfen und dem anschließenden Rückzug aus Böhmen erlebt Koch/Paul in einem sächsischen Sanatorium schließlich die Besetzung seiner Heimat zunächst durch die Amerikaner, dann durch die Sowjets.

Eingebettet sind diese persönlichen Schilderungen in die dramatischen Ereignisse jener Monate: Briten, Amerikaner und ihre Verbündeten überschreiten den Rhein und dringen zur Elbe vor, den sowjetischen Truppen gelingt trotz heftiger Gegenwehr der Vormarsch auf die Reichshauptstadt. Paul stellt umfassend die militärischen Operationen der verschiedenen Seiten dar, schildert die Auswirkungen derselben auf Soldaten und Zivilisten und läßt neben den eigenen auch die Zeugnisse anderer einfließen. Obwohl es sich nicht um eine wissenschaftliche Arbeit

handelt, ist an den entscheidenden Stellen Archivmaterial zur Absicherung der Fakten eingebaut. Dazwischen hält Paul immer wieder Rückschau auf die Vorgeschichte dieses Endkampfes und läßt den jungen Offizier Koch die Ereignisse reflektieren. Es gelingt dem Autor damit, die fatalistische Grundhaltung, die sich gegen Ende des Krieges unter den Deutschen breitmachte, zu veranschaulichen, ebenso wie die Ambivalenz des Mai 1945: Das unterschiedliche Kriegsschlußerlebnis, so resümiert Paul, habe „der Gemeinsamkeit der Niederlage“ gewisse Nuancen verliehen. „Da aber auch jeder einzelne Überlebende ein eigenes Schicksal hatte, das sich in den letzten Monaten des Krieges abzeichnete, hätte schon damals eine Atomisierung der Nation eintreten können. Zu ihr kam es jedoch nicht, weil Auflösung mit Erlösung verbunden war, aber auch Freiheit mit Gefangenschaft“.

Dieser Polarität im Gedenken an das Schicksalsdatum 8. Mai 1945 räumt Karlheinz Weißmann in der Einleitung des Bandes „Die Besiegten“ einen herausragenden Platz ein. Er faßt die wesentlichen geschichtspolitischen Auseinandersetzungen um die Bewertung des Kriegsendes als „Niederlage“ oder „Befreiung“ zusammen, erläutert den ideologischen Hintergrund ihrer Entstehung und benennt die Irritationen, die die neu aufgekommene deutsche „Opferperspektive“ (Bombenkrieg, Vertreibung) auslöste. Die Deutschen als „Tätervolk“ – dies schwingt implizit auch in den offiziellen Deutungsmustern noch mit. Im Bewußtsein der Gefahr, der er sich damit aussetzt, bringt der Herausgeber an diesem eindimensionalen Bild Korrekturen an; sachlich und ohne die schrillen Töne manch bemüht revisionistischer Schriften.

Auch Weißmann beginnt seine Darstellung zeitlich mit den letzten Kämpfen auf dem

Boden des Deutschen Reiches. Der Schwerpunkt liegt jedoch auf der Zeit danach, gegliedert in einzelne Kapitel über den Vorgang der Besetzung, über das Schicksal der deutschen Kriegsgefangenen und Internierten, die Vertreibung und Verschleppung der Zivilbevölkerung, die Situation im „Interregnum“ nach der Verhaftung der letzten Reichsregierung unter Karl Dönitz und die Politik der jeweiligen Siegermacht in ihrer Besatzungszone.

In jedem dieser Abschnitte kommen Betroffene ausführlich zu Wort, deren Erlebnisberichte ausschnittsweise vom Herausgeber zu einem umfassenden und vielschichtigen Bild zusammengefügt wurden. Neben zahlreichen Unbekannten sind auch Schilderungen berühmter Persönlichkeiten enthalten, etwa des württembergischen Liberalen Reinhold Maier oder des Theologen Gerhard von Rad. In den Kanon sind außerdem authentische Quellen eingebaut, so etwa Befehle und Richtlinien der Siegermächte, statistische Erhebungen und Dokumente des Roten Kreuzes oder kirchlicher Einrichtungen sowie Darstellungen zeitgenössischer Beobachter. Einleitend ist allen Kapiteln ein Text aus der Feder des Herausgebers vorgestellt, der dem Leser einen zusammenfassenden Überblick über den historischen Kontext des jeweiligen Themas bietet. Weißmann schildert dabei nicht nur die Ergebnisse auf Basis des aktuellen Stands der Geschichtswissenschaft, er legt auch dar, wo noch immer Klärungsbedarf besteht, oder wo – meist aus politischen Beweggründen – Tatsachen nicht benannt werden, um nicht in den Verdacht des „Aufrechnens“ zu geraten. Solche Lücken werden vor allem bei der Auseinandersetzung mit den Zuständen in den Kriegsgefangenen- und Internierungslagern der Alliierten offenbar.

Nach der Lektüre dieses Bandes wird der Leser das Vorhaben des Herausgebers, über die letzten Kriegs- und ersten Nachkriegsmonate ein

Bild zu zeichnen, „das authentischer als das heute übliche“ ist, als gelungen bewerten müssen: mit aller gebotenen Sachlichkeit in der Darstellung, aufrüttelnd und erschütternd in der Wiedergabe der zeitgenössischen Stimmen.

In diesem Zusammenhang besonders nahegehend ist sicherlich das Faksimile eines an seine Familie gerichteten Abschiedsbriefs des sechzehnjährigen Heinz Petry, der als Zivilist wegen Spionage von einem amerikanischen Militärgericht zum Tode verurteilt und am 25. Mai 1945 hingerichtet worden war: „Nicht für Himmler und Goebbels sondern für Deutschland bin ich gestorben, auch das soll Euch Trost sein“, heißt es darin zum Schluß. Wie schwer verständlich dies auch den Nachgeborenen sein mag, trägt es doch zur Erhellung der Motive derer bei, die auf deutscher Seite den Endkampf bestritten haben.

Christian Vollradt

Vae Victis

Manfred Thiele: *Vae Victis. Mühlhausen unter sowjetischer Besatzungsdiktatur*. Mühlhausen: Selbstverlag 2004. 375 S., geb, zahlreiche Fotos; zu beziehen über den Verfasser, Bollstedter Gasse 5, 99974 Mühlhausen.

Dieses Buch ist eine Besonderheit. Es wendet sich einem Thema zu, daß bei allen – zum Teil sehr detaillierten – Untersuchungen zur Geschichte und Vorgeschichte der DDR seltsam blaß geblieben ist: die Phase der, wie es der Autor treffend nennt „Besatzungsdiktatur“. Während man auf alle möglichen Aspekte im Sinn der Alltagsgeschichte oder der „Geschichte von unten“ längst eingegangen ist, fehlten Arbeiten zu diesem Zusammenhang bisher völlig. Manfred Thiele hat sich deshalb ein Verdienst erworben, indem er für den Fall der thüringischen Stadt Mühlhausen eine Verknüpfung von Zeitzeugenaussagen und

Analysen bietet, die uns ein Bild von der chaotischen Situation unmittelbar nach 1945, von der Brutalität und Willkür der sowjetischen Besatzer, der Unterdrückung aller nichtkommunistischen Kräfte, vor allem soweit es sich um „Klassenfeinde“ oder Christen handelte, des Verhaltens der Menge von Opportunisten, der kaum geringeren Zahl von Angebern, Schiebern und Besatzungsprofiteuren und der kleinen Schar von Widerstehenden bietet. In der Lebendigkeit der Anschauung liegt die große Stärke dieses Buches, das bezeichnenderweise keinen Verlag und keine finanzielle Unterstützung fand; das läßt über gewisse handwerkliche Mängel getrost hinwegsehen.

Karlheinz Weißmann

Stunde Null

Peter Kruse (Hrsg.): *Bomben, Trümmer, Lucky Strikes. Die Stunde Null in bisher unbekanntem Manuskripten*. Berlin: wjs Verlag 2004. 315 S., geb, 20,00 €

Drei Jahre nach Kriegsende fing der Druckereibesitzer Gustav Spielberg an, Erinnerungen an die letzten Tage des Krieges und den folgenden Neuanfang in Berlin zu sammeln. Eine Veröffentlichung scheiterte damals. Erst jetzt, fast sechzig Jahre später, liegt eine Auswahl vor. Die Texte stammen vor allem von „normalen“ Zeitzeugen, aber auch von professionellen Autoren, wie Alfred Kantorowicz und Johannes R. Becher, die Berlin erst nach Kriegsende wieder sahen und so nur verharmlosende Reflexionen zu bieten haben. Etwas von der Tragik des Untergangs lassen lediglich die lakonischen Tagebuchaufzeichnungen der Journalistin Karena Niehoff, die Bunker-Erinnerungen des Arztes Hans Mellin sowie die retrospektive Schilderung des Bombenangriffs vom 22. November 1943 durch den Schriftsteller Josef Pelz von Felinau spüren. Berlins Wahrzeichen, das schwer

beschädigte Brandenburger Tor, erschien Joachim Günther als „das Gottferne, was ich seit dem Kriege gesehen habe“. Sonst steht der erleichterte Neuanfang, der sich nicht durch das Erinnern belasten darf, im Mittelpunkt.

Erik Lehnert

„Auf dem Bauche sollst Du kriechen...“

Richard Tüngel, Hans Rudolf Berndorff (Hrsg.): *Stunde Null. Deutschland unter den Besatzungsmächten*. Mit einem Essay von Laszlo F. Földényi. Berlin: Matthes & Seitz 2004. 440 S., geb, 24.90 €

Die beiden Journalisten Tüngel und Berndorff haben eines der bemerkenswertesten Bücher über das Deutschland nach 1945 geschrieben, ein Buch, das sich zudem spannender als mancher Roman liest. Ursprünglich unter dem provokanten Titel „Auf dem Bauche sollst Du kriechen...“ erschienen, zu dem sich der Verlag nicht mehr durchzuringen vermochte, stellen die pointierten Reportagen, Beobachtungen und Reflexionen der Autoren ein beeindruckendes Beispiel für die geistige Selbstbehauptung als Deutsche angesichts widriger Umstände dar. Diese Umstände werden hier plastisch geschildert – von den Lebensbedingungen in Trümmern und Halbruinen bis hin zu den ersten zaghaften Möglichkeiten einer freien Diskussion der aktuellen Problemlagen, und zwar inklusive des Verhaltens der von der *Zeit* scharf kritisierten Besatzungsmächte. Für die üblich gewordene einseitige Deutung der Ereignisse von 1945 als Befreiung gibt das Buch weniger – zu scharf sehen Tüngel und Berndorff, mit welchem Mißtrauen die Alliierten oft selbst noch jene Deutschen ansahen, die keine Nationalsozialisten gewesen waren. Exemplarisch sind in diesem Zusammenhang die Schilderungen Berndorffs vom Nürn-

berger Prozeß, die man gelesen haben muß. Tüngel legte sich auch mit dem Hauptankläger im Nürnberger Kriegsverbrecher-Prozeß, Robert Kempner, an und protestierte gegen die Travestie des Rechtes, die in der Verletzung der Haager Landkriegsordnung und der Genfer Konvention seitens der Alliierten lag. Die Beurteilungen der Autoren zeugen stets von Klarsicht und politischem Realismus einerseits, nicht zuletzt in bezug auf die Interessen der Besatzungsmächte, von einer ironischen Erzählhaltung andererseits, die noch nicht zu politischem Duckmäsertum im Stile der heutigen politischen Korrektheit geworden ist.

Till Kinzel

Amputationen und Phantomschmerzen

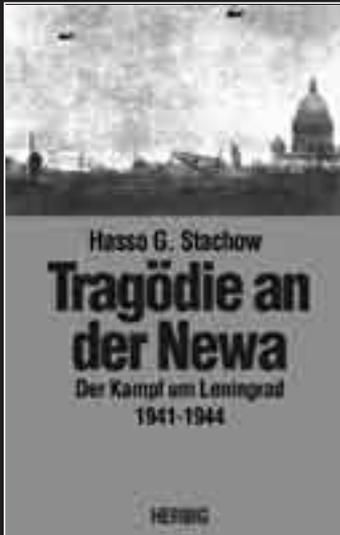
Helga Hirsch: *Schweres Gepäck. Flucht und Vertreibung als Lebensthema*. Mit einem Vorwort von Olga Tokarczuk. Hamburg: edition Körber-Stiftung 2004. 257 S., 14.00 €.

Gerade in Deutschland stellt das kollektive Gedächtnis stets ein politisches Handlungsfeld dar. Der öffentlichen Gedenkpolitik eignet seit Jahrzehnten ein Manifestationscharakter. Seit den späten sechziger Jahren schien es geboten, über der Beschäftigung mit den Opfern der Deutschen das Schicksal der Deutschen als Opfer in der historischen Betrachtung klein zu halten. Solches wurde als „Aufrechnung“, als Verwechslung von Ursache und Wirkung gescholten und fiel gleichsam unter ein Tabu. Seit wenigen Jahren bahnt sich eine Revision dieses eindimensionalen Täterbildes an. Nicht erst Günter Grass' Novelle „Im Krebsgang“, sondern bereits die zuvor populär gewordene Methode der *oral history*, der Geschichtsannäherung via Zeitgenossenschaft, verschaffte auch dem Leid gerade der nachkriegsgebeutelten Deutschen eine Stimme. Um der Vielschichtigkeit unseres

historischen Erbes Rechnung zu tragen – immerhin jede fünfte deutsche Familie weist einen Vertreibungshintergrund auf –, hat die Journalistin und Politologin Helga Hirsch (Jahrgang 1948) sechs Familienbiographien erstellt, in denen sie Flüchtlinge und Vertriebene, Auslandsdeutsche und solche aus den Ostgebieten des Reiches zu Wort kommen läßt. „Mit Begriffen wie ‚Aussiedlung‘ oder ‚Bevölkerungsumtausch‘ würden wir vielleicht eine Geschichtsprüfung in Polen bestehen“, schreibt die junge polnische Schriftstellerin Olga Tokarczuk in ihrem Vorwort und verweist demgegenüber auf das persönliche Erleben der Vertriebenen: „Der Mensch, der seinen Ort verlassen muß, gibt einen wesentlichen Teil seiner selbst auf, er wird Opfer einer brutalen Amputation. Phantomschmerzen werden ihn bis an sein Lebensende quälen“.

Helga Hirsch porträtiert drei Schwestern aus Lodz, einen Mann von ebendort, ein Ehepaar aus Böhmen und Ungarn, einen Karpatendeutschen, eine Baltin und vier Brüder aus Pommern. Welche Erinnerungen an die Heimat und deren Verlust tragen sie bis heute mit sich, und inwiefern beeinflusste dies ihre Lebensgestaltung? Es ist sehr bedauerlich, daß dieser Hauptteil des Buches mit den Reportagen und Selbstberichten im Vergleich zu Hirschs hervorragendem zweiunddreißigseitigem analytischem Nachwort „Das Erbe tragen wir in uns“ deutlich abfällt. Die Lebens- und Leidensgeschichten der Porträtierten erscheinen weitgehend als recht ungeordnete Direktmitschrift von deren Erinnerungen; seitenfüllende Details von Krankengeschichten und undistanziert übernommene Familienzwickigkeiten lassen das Exemplarische an den Vertriebenen schicksalen zur Unkenntlichkeit verschwimmen. Stellenweise übernimmt Hirsch gar den psychotherapeutischen Selbsterfahrungsduktus des „Frauenbuch“-Genres und gibt gewagte Interpretatio-

Tragödie 1945



336 Seiten, € D 14,90, ISBN 3-7766-2045-5, Herbig

Der aufwühlende Bericht eines Zeitzeugen über die grausamen Ereignisse während der Belagerung von Leningrad.



504 Seiten, € D 19,90, ISBN 3-7766-2120-6, Herbig

»Noch nie ist der Verlauf dieser Schlacht so minutiös rekonstruiert worden.«

FAZ

Mit 86 Abbildungen u. Karten



272 Seiten, € D 24,90, ISBN 3-7766-2430-2, Herbig

Die quellenkritische Untersuchung auf aktuellem Forschungsstand über die Opferzahlen. Mit einem Vorwort von Friedrich Karl Fromme.



176 Seiten, € D 24,90, ISBN 3-7766-2393-4, Herbig

Swinemünde – »Dresden des Nordens«: Eine umfassende Studie mit 30 Abbildungen und einem Vorwort von Horst Boog.



288 Seiten, € D 19,90, ISBN 3-7766-2425-6, Herbig

Das letzte Kriegsjahr 1945 – die erschütternde Darstellung des Untergangs in Dokumenten und Bildern. Mit 87 Abbildungen.



384 Seiten, € D 9,90, ISBN 3-7766-1893-0, Herbig

Das bewegende Dokument über die Vertreibung der Deutschen und eine Würdigung ihres Beitrags zum Wiederaufbau Deutschlands.

Herbig

www.herbig.net

nen ungefiltert wieder: Wenn etwa eine Rentnerin Mallorca als Domizil für den Lebensabend wählt, muß das nicht auf einen ersehnten möglichst großen Abstand zur polnischen Grenze hinweisen. Was den Porträts an Ordnung und Zielgerichtetheit fehlt, macht Hirschs Epilog wett, der durch Präzision, Gedankenschärfe und genaue Kenntnis aktueller Debatten besticht. Noch heute, so Hirsch, klaffen offizielle Gedenkkultur und persönliche Erinnerung weit auseinander.

Ellen Kositzka

Solschenizyn

Alexander Solschenizyn: *Schwenkitten '45. Die autobiographischen Erzählungen*. München: Langen-Müller 2004. 205 S., geb, 19.90 €

Neben Lew Kopelew war Alexander Solschenizyn immer die deutlichste russische Stimme, wenn es um Kritik am Auftreten der Roten Armee im deutschen Osten ging. In der autobiographischen Erzählung *Schwenkitten* – so benannt nach einem Ort in Ostpreußen – steht aber nicht das Ganze des Geschehens im Mittelpunkt, sondern bloß ein kleiner Ausschnitt aus einer großen Schlacht: einige gefährliche Momente im Leben des Hauptmanns Solschenizyn, der mit seiner vorgeschobenen Schallmeßbatterie eingekesselt wird und nur unter Verlusten einen Teil seiner Männer retten kann. Es ist ein Bericht, der die Dramatik des Geschehens und die Grausamkeit des Krieges auch in Kleinigkeiten erkennbar werden läßt: in der Unbarmherzigkeit, mit der der sowjetische Offizier einen deutschen Überläufer hinter der Scheune „erledigt“, in der Rohheit, mit der deutsche Soldaten dem gefallenen Major Bojew die Orden abgeschnitten und dabei das Messer in den Leichnam gestoßen hatten. Der Erzählung *Schwenkitten* ist eine andere mit dem Titel *Sheljabuga Siedlung* vorangestellt, die am

konkreten Beispiel die Situation in der Sowjetunion 1943 schildert. Der Text bezieht sich damit auch chronologisch auf frühere Ereignisse, wird aber immer wieder unterbrochen von Reflexionen über den Sinn des Kampfes, den man gegen einen mächtigen Feind führte, obwohl die eigene Führung nichtswürdig und die Hoffnung vergeblich war, den Menschen wenigstens eine bessere Zukunft zu sichern.

Karlheinz Weißmann

Weg zur Vertreibung

Detlef Brandes: *Der Weg zur Vertreibung 1938–1945. Pläne und Entscheidungen zum „Transfer“ der Deutschen aus der Tschechoslowakei und aus Polen*. München: Oldenbourg 2005. 558 S., kt, 24.80 €

Während zum Jahrestag des Vertreibungsbeginns die Welle der Ereignis- und Erinnerungsliteratur weiter ansteigt, bleiben umfassende, zumal wissenschaftliche Darstellungen des politisch-historischen Gesamtzusammenhangs Mangelware. Eine lobenswerte Ausnahme bildet der in der Reihe des *Collegium Carolinum* veröffentlichte Band von Detlef Brandes, der jetzt in einer überarbeiteten und erweiterten Neuauflage erschienen ist. Der Autor, Professor für osteuropäische Geschichte an der Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf, zeichnet ein quellennahes Bild von der Genese und der Entfaltung der alliierten Vertreibungsplanung in ihrem Zusammenspiel mit den Exilregierungen der Tschechoslowakei und Polens seit 1938 beziehungsweise 1939. Schon ein halbes Jahr nach Kriegsbeginn signalisierte das *Foreign Office* grünes Licht für einen umfassenden „Transfer“ deutscher Bevölkerungsteile aus Ostdeutschland sowie der böhmischen Länder. Damit begann ein Pingpong-Spiel Englands, später auch Amerikas und Rußlands, mit den Exilpolitikern, in deren Verlauf sich die Vertreibungs-

pläne immer weiter radikalisierten. Insbesondere Edvard Beneš verstand es meisterhaft, sein weitgestecktes Ziel einer Restitution der Vor-Münchener Tschechoslowakei bei gleichzeitiger Vertreibung ihrer deutschen Bewohner auf die alliierte Kriegszielagenda zu setzen. Was ihm durch geschicktes Taktieren gelang, erreichten die Polen durch kompromißloses Insistieren auf ihren territorialen und ethnographischen Forderungen. Man solle sich ein Beispiel an Hitlers Rückführung der Baltendeutschen nehmen und gleich die „deutschen Kolonisten“ aus Ostpreußen, Danzig, Pommern und Schlesien hinauswerfen, so Sikorski. (Die meisten polnischen Widerstandsgruppen verlangten bis 1943 darüber hinaus die Ausweisung der Juden.) Brandes zeigt anschaulich, wie in einem sich aufschaukelnden Klima nationalistischer Begehrlichkeiten warnende Stimmen aus dem *Foreign Office* und insbesondere aus den Reihen der demokratischen sudeten-deutschen Exilpolitiker um Wenzel Jaksch an die Wand gedrückt wurden. Es ist sein Verdienst, deutlich gemacht zu haben, daß die Vertreibungspläne gegen die Deutschen in Osteuropa keineswegs eine Reaktion auf die deutsche Besatzungspolitik darstellten, sondern bereits kurz vor München beziehungsweise kurz nach Kriegsbeginn als ausformulierte Konzepte vorlagen. Damit stehen sie sowohl in der Tradition des polnischen Westgedankens seit Ende des 19. Jahrhunderts als auch in der des offensiven Konzepts des „Böhmischen Staatsrechts“. Beide, mehr noch das polnische als das tschechische Programm, haben in der Zwischenkriegszeit in ihrer radikalen Spielart auf eine Verdrängung des deutschen Einflusses abgezielt. München 1938 und der Kriegsbeginn 1939 bilden in gewisser Hinsicht auch den Auftakt zu einem letzten Vabanquespiel dieser Politik.

Martin Trefzer

Gulag

Tomasz Kizny: *Gulag*. Aus dem Französischen von Michael Tillmann. Hamburg: Hamburger Edition 2004. 495 S., 49,00 €

Der Gulag – das System der kommunistischen Konzentrationslager in der Sowjetunion – ist trotz Solschenizyns epochalem Werk, dem „Schwarzbuch des Kommunismus“, Anne Applebaums jüngster Gesamtdarstellung und zahlreicher Lager-Erinnerungen immer noch nicht in ausreichendem Maße in das Bewußtsein der Öffentlichkeit getreten. Und das, obwohl das bolschewistische System der Lager und Strafkolonien, wie der Menschenrechtsaktivist Sergej Kowaljow in Erinnerung ruft, bereits mit der Machtergreifung 1917 geschaffen wurde. Vielfach durchlaufen deutsche Gymnasiasten den Schulunterricht, ohne je ein Wort darüber zu erfahren – geschweige denn, daß nach dem Einmarsch der Roten Armee in Deutschland zahlreiche Deutsche dorthin verschleppt wurden und nur mit großem Glück überlebten (siehe zum Beispiel Joseph Scholmers Bericht „Arzt in Workuta“). Der britische Historiker Norman Davies weist denn auch in seinem Vorwort lapidar auf den Umstand hin, daß die meisten erstaunt wären, „wenn sie erführen, daß diese Lager mehr Opfer forderten als Ypres, die Somme, Auschwitz, Majdanek, Dachau und Buchenwald zusammen“. Gedenkpolitisch läßt es daher aufhorchen, wenn ausgerechnet der Verlag des für seine Wehrmachtausstellung unsehligen Angedenkens bekannten Hamburger Instituts für Sozialforschung eine opulent ausgestattete Fotodokumentation über die Hauptzentren des Gulag wie Solowezki, Weißmeerkanal, Kolyma und Workuta vorlegt. Der polnische Fotograf Kizny hat für diesen Band sowohl eigene Fotos der Jahre 1990 bis 2002 sowie von ehemaligen Gefangenen und Lagerbeamten stammende Bilder in mühevoller Arbeit zu-

sammengetragen. Diese seltenen Bilder geben eindrucksvolle Einblicke in die Lebens- und Arbeitsbedingungen in den Lagern, ergänzt durch knappe Einführungstexte und nützliche historische Notizen (nur die Karten lassen an Qualität zu wünschen übrig). Die Vorworte von Jorge Semprun und Kowaljow unterstützen wie selbstverständlich die Forderung Davies' nach einem Vergleich von Gulag und Holocaust – was im Historikerstreit der achtziger Jahre noch dem politisch motivierten Verdikt der (logisch indes unvermeidlichen) „Relativierung“ verfiel. Sempruns klar formulierter Wunsch, ein solcher Vergleich könne dazu beitragen, daß „die westliche Fehleinschätzung des sowjetischen Gulag endgültig ein Ende findet“, geht in die richtige Richtung, doch wird man abwarten müssen, ob es Editionen wie der vorliegenden gelingen kann, eine Bresche in das linksliberale Deutungsmonopol der Zeitgeschichte zu schlagen.

Till Kinzel

Niederlage und Trauma

Horst Carl, Hans-Henning Kortüm, Dieter Langewiesche und Friedrich Lenger (Hrsg.): *Kriegsniederlagen. Erfahrungen und Erinnerungen*. Berlin: Akademie 2004. X + 471 S., 36 Abb., geb, 49,80 €

Der Psychologe Hans von Hentig hat einmal davon gesprochen, daß jede militärische Niederlage ein „Massentrauma“ auslöse, einen seelischen Schock, bedingt durch die Wehrlosigkeit des Unterworfenen einerseits, den Triumph und die Verfügungsgewalt des Siegers andererseits. Angesichts dieser anthropologischen Dimension wird man eine systematische, fachübergreifende Analyse des Themas begrüßen dürfen. Allerdings ist der vorliegende Sammelband, der genau das beabsichtigt, in sich zu heterogen und in den gewählten Beispielen zu beliebig, um den

interessierten Leser zufriedenzustellen. Immerhin sei auf einige sehr interessante Beiträge ausdrücklich hingewiesen: die Arbeit von Hans-Henning Kortüm, der nachweist, wie die Niederlage von Azincourt (1415) zur Delegitimierung des französischen Ritterstandes führte und damit der politischen und militärischen Zentralisierung den Weg bereite, Sonja Levens Vergleich des Totengedenkens in Cambridge und Tübingen während der Zwischenkriegszeit, Olga Nikonova über die Verarbeitung des Ersten Weltkriegs in der Propaganda der Sowjetarmee, Hannes Möhring über die Prophetie der „Großen Revanche“ in Orient und Okzident sowie Susanne Parth über die Ikonographie der Niederlage in der deutschen Militärmalerei des 19. Jahrhunderts.

Karlheinz Weißmann

Weltanschaulicher Fechtboden

Bernd-A. Rusinek (Hrsg.): *Kriegsende 1945. Verbrechen, Katastrophen, Befreiungen in nationaler und internationaler Perspektive*. Dachauer Symposien zur Zeitgeschichte Bd. 4. Göttingen: Wallstein-Verlag 2004. 272 S. br, 20 €

Einen „weltanschaulichen Fechtboden“ nennt der Freiburger Historiker Bernd-A. Rusinek die nähere Bestimmung „dessen, was Kriegsende meint“. Das Bild mag der Vehemenz, mit der hierzulande solche Debatten geführt werden, angemessen sein, allein ließ mancher „Historikerstreit“ der Vergangenheit jene auf dem Fechtboden praktizierte Fairneß unter den Kontrahenten vermissen.

„Kriegsende 1945. Verbrechen, Katastrophen, Befreiungen in nationaler und internationaler Perspektive“ heißt die von Rusinek herausgegebene Zusammenfassung einer Tagung der „Dachauer Symposien zur Zeitgeschichte“. Die Autoren schlagen dabei einen weiten Bogen vom

Erlebnis des Kriegsendes bis zu seiner Wahrnehmung im kollektiven Gedächtnis. Im ersten Teil widmen sich die Beiträge lokalen oder regionalen Besonderheiten der Kriegsendphase, etwa in Dachau (Gabriele Hammermann), an Rhein und Ruhr (Ralf Blank) oder im Osten (Heinrich Schwendemann). Jürgen Reulecke beleuchtet zudem die Lage der Jugend unmittelbar nach Kriegsende. Im Folgenden wird das deutsche Schema verlassen und um Darstellungen des Kriegsendes in den Niederlanden (Gjal Zondergeld), der Tschechoslowakei (Jiri Pesek) und in Japan (Wolfgang Schwentker) erweitert, bevor im letzten Teil unter anderem Christoph Kleßmann und Klaus Naumann über die Aufarbeitung und den aktuellen Geschichtsdiskurs referieren.

Die Nachwirkungen der Tatsache, daß es „Generationen von Historikern seit den 1960er Jahren ... als Zumutung empfunden hätten“, die deutschen Opfer „herauszustellen“ (Rusinek), sind in einigen Beiträgen noch zu spüren. So etwa, wenn Schwendemann in seinem Beitrag gegen den verstorbenen Historiker Andreas Hillgruber polemisiert, dieser habe als 19jähriger „geglaubt, seine Heimat zu verteidigen“ und diesen Abwehrkampf auch dreißig Jahre später noch gerechtfertigt.

Daß mit den in diesem Band versammelten Beiträgen das Thema „Kriegsende 1945 hinreichend ausgemessen“ sei, wie Rusinek in seiner Einleitung schreibt, darf bezweifelt werden.

Christian Vollradt

Die Schwäche Deutschlands

Yves-Marie Laulan: *Allemagne: Chronique d'une mort annoncée*. Paris: François de Guibert 2004. 218 S., br, 19.00 €

Deutschland ist geschwächt und befindet sich auf dem Weg in eine unwiderrufliche

ökonomische, politische und kulturelle Agonie. Es ist schon lange nicht mehr das wegen seines Wohlstands und seiner sozialen Stabilität beneidete Deutschland des „rheinischen Kapitalismus“, sondern ein verunsichertes, vergreisendes Land ohne eine Idee von seiner Zukunft. Diese Sichtweise vermittelt der Bankier Yves-Marie Laulan seinen französischen Lesern. Nahezu sämtliche Probleme der deutschen Politik, die ökonomische Krise, die Arbeitslosigkeit, die Blockade der politischen Institutionen, der Zustand der Streitkräfte und das Zerbrechen der Partnerschaft mit den USA werden analysiert.

Als Kern der Probleme wird die demographische Implosion Deutschlands ausgemacht. Für den deutschen Leser ist es aufschlußreich, weil es ihm Einblick in das französische geopolitische Denken gibt. In dessen Sichtweise ist die Schwäche Deutschlands eine Bedrohung für die französische Außenpolitik, da so der wichtigste Partner für die eigene Politik abhanden zu kommen droht. Zugrunde liegt dieser Analyse das Geschichtsbild vom direkten Weg von Luther über Bismarck zu Hitler, der erst nach dem Zweiten Weltkrieg durch die Westintegration überwunden wurde. Die Darstellung der Fakten über die demographische Situation Deutschlands ist teilweise fehlerhaft, so wenn behauptet wird, daß die Hälfte der deutschen Frauen kinderlos sei. Angesichts der weitgehenden Beschränkung des Autors auf französische Quellen können diese Schwächen nicht verwundern. Sie zeigen, wie dringlich es ist, im größten europäischen Nachbarland Deutschland besser darzustellen, um zu mehr Verständnis beizutragen. Die Analyse Laulans, nach der die demographische Krise Deutschlands letztlich „spirituell“, im Fehlen eines Glaubens an die eigene Zukunft begründet ist, führt trotz dieser Schwächen zum Kern der deutschen Misere.

Stefan Fuchs

Hitler & Stalin

Werner Maser: *Fälschung, Dichtung und Wahrheit über Hitler und Stalin*. München: Olzog 2004. 480 S., br, 34.00 €

Vor einiger Zeit erklärte hierzulande ein Autor das ganze frühe Mittelalter für frei erfunden. So weit ist es mit dem Dritten Reich nicht. Die Ansichten über die Hitlerzeit werden mit zunehmendem zeitlichem Abstand jedoch nicht etwa klarer und abgewogener, sondern immer abwegiger. An falschen Dokumenten, Handschriften, Gerüchten, erfundenen Interviews oder durch angesehene Historiker verbreiteten Dummheiten ist sechzig Jahre nach Kriegsende ein Berg vorhanden, den niemand auf einen Schlag aufarbeiten könnte. Werner Maser vertritt in seinem Buch folgerichtig keine spezielle These. Es geht ihm darum, möglichst viel von den Desinformationen aus dem Weg zu räumen, die über die beiden Diktatoren unterwegs sind. Im Mittelpunkt stehen dabei Hitler und die Herrschaftspraktiken des Nationalsozialismus. Stalin wird dort berücksichtigt, wo sich Wechselwirkungen zwischen beiden ergeben, so etwa bei der deutschen Entscheidung zum Angriff auf Rußland, den vorher gehaltenen Stalinreden und den Anweisungen an die Rote Armee, wo bereits Ratgeber für Verhöre deutscher Gefangener ausgegeben worden waren. In den jeweils populären Facetten des Hitlerbilds spiegeln sich die Verrücktheiten der Zeit. Maser handelt die spektakulären Fälle ab. Etwa Konrad Kujaus Fälschungen, die der *Stern* als Hitlertagebücher der Welt präsentierte. Dies geschah unter dem Beifall zahlreicher prominenter Historiker, die frühere Fälschungen Kujaus als Beleg für die Echtheit der neuen nahmen. Dann skizziert Maser die erfundenen „Gespräche“ Hermann Rauschnings mit Hitler, die der französische Geheimdienst bezahlte. Andere wollten wissen, Hitler

60 Jahre Kriegsende



ISBN 3-7020-0780-6
Erwin Peter/ Alexander E. Epifanow
STALINS KRIEGSGEFANGENE
Ihr Schicksal in Erinnerungen und nach russischen Archiven
2. Auflage, 350 Seiten, 100 S/W-Abb., Hardcover
€ 24,90 / sfr 43,70

3,15 Mio. Wehrmachtssoldaten gerieten in sowjetische Gefangenschaft, 1,3 Mio. von ihnen kamen ums Leben. Das mit 100 Fotos aus russischen Archiven versehene Buch schildert alle Aspekte der Kriegsgefangenschaft bis hin zur Bedeutung der Gefangenen-Arbeit für die sowjetische Wirtschaft, antifaschistische Propaganda im Lager und den seltsamen Ablauf der Prozesse wegen angeblicher Kriegsverbrechen.



ISBN 3-7020-0917-5
Roland Kaltenegger
TITOS KRIEGSGEFANGENE
Folterlager, Hungermärsche und Schauprozesse
352 Seiten, 62 S/W-Abb., zahlr. Faksimiles im Text, Hardcover
€ 24,90 / sfr 43,70

Rund 194.000 Wehrmachtssoldaten gerieten kurz vor Kriegsende in jugoslawische Gefangenschaft. Gezielten Vernichtungskaktionen ausgesetzt, kam die Hälfte von ihnen ums Leben. Nicht einmal in der Sowjetunion herrschten ähnliche Bedingungen. Ebenfalls behandelt: Die Schauprozesse gegen deutsche Führungsoffiziere.



ISBN 3-7020-0896-9
Donga-Sylvester / Czernetzky / Toma (Hg.)
„IHR VERRECKT HIER BEI EHRLICHER ARBEIT!“
Deutsche im Gulag 1936 – 1956
367 Seiten, 50 S/W-Abb., zahlr. Faksimiles im Text, Hardcover
€ 14,95 / sfr 26,90

Rund 100.000 Deutsche und Österreicher wanderten ins Gulag, die Straflager für verurteilte politische und kriminelle Häftlinge: Rußlanddeutsche, emigrierte Kommunisten, verurteilte Kriegsgefangene, Spione, Diplomaten, in der Sowjet. Besatzungszone verhaftete Personen u. a. Was ihnen widerfuhr, dokumentieren die in diesem Buch ausgewerteten Berichte von über 50 ehem. Häftlingen, ergänzt durch zahlr. Dokumente und Abbildungen.



ISBN 3-7020-0976-0
Gottfried Dyrssen
KEINE TRÄNE WERT?
Deutschlands Umgang mit seiner Kriegsgeneration
350 Seiten, Hardcover
€ 19,90 / sfr 34,90

Wehrmachtssoldaten, deutsche Kriegsgefangene, Vertreibungsoffer u. a. sind im heutigen Deutschland an den Rand gedrängt. Ihre Geschichte ist keines Gedenkens wert. Der Autor dokumentiert nicht nur die Hintergründe und Ursachen dieser beschämenden Situation, sondern will mit seinen Argumenten auch den deutschen Opfern zu ihrem Recht verhelfen.



ISBN 3-7020-0984-1
Albert Jeloschek / Friedrich Richter / Ehrenfried Schütte / Johannes Semler
FREIWILLIGE VOM KAUKASUS
Georgier, Armenier, Aserbaidschaner, Tschetschenen u. a. auf deutscher Seite
Der „Sonderverband Bergmann“ und sein Gründer Theodor Oberländer
374 Seiten, 30 Abbildungen, Hardcover
€ 29,90 / sfr 52,20

100.000 Kaukasier kämpften an der Seite der Wehrmacht gegen die Sowjettruppen. Neben national gegliederten Verbänden vereinigte „Bergmann“ alle Völker der Region. Die umfassende Dokumentation unter Einbeziehung zahlreicher Zeitzeugenberichte gibt erstmals eine echte Gesamtdarstellung dieses auch bei der Niederschlagung des Warschauer Aufstandes und am Balkan eingesetzten Verbandes.



ISBN 3-7020-1015-7
Werner H. Krause
KOSAKEN UND WEHRMACHT
Der Freiheitskampf eines Volkes
320 Seiten, 16 S/W-Bildseiten, geb.
€ 29,90 / sfr 52,20

Nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs wurden die meisten Kosaken mit ihren Familien – insgesamt rund 50.000 Menschen – von den Briten entgegen anderslautenden Versprechen an die Sowjets ausgeliefert und von diesen sofort ermordet. Heute erinnert in Moskau ein Denkmal an diese Geschehnisse. Über das Schicksal der Kosaken im Zweiten Weltkrieg hinaus liefert das Buch auch einen Abriss ihrer ganzen Geschichte. Mit umfangreichen Bildmaterial.



ISBN 3-7020-1018-1
Roland Kaltenegger
KRIEG IN DER ARKTIS
Die Operationen der Lappland-Armee 1942–1945
398 Seiten, 24 S/W-Bildseiten, 47 S/W-Faksimiles im Text, Hardcover
€ 29,90 / sfr 52,20

Der bekannte Gebirgstruppen-Historiker führt mit diesem Buch die im Band „Krieg am Eismeer“ begonnene Darstellung der Kämpfe zwischen Deutscher Wehrmacht und Roter Armee im hohen Norden zu Ende. In packender Darstellung gelingt es ihm, nicht nur die militärischen Ereignisse, sondern auch die menschliche Ebene nachvollziehbar zu machen. Unter Dietl und Renduli galt die Lappland-Armee als beste Armee Deutschlands. Churchill ließ sie 1945 noch monatelang bewaffnet, um auf Stalin Druck auszuüben.



ISBN 3-7020-1051-3
Arnold D. Harvey / Franz Uhle-Wettler
KRETA UND ARNHEIM
Die größten Luftlandeoperationen des Zweiten Weltkriegs.
Mit einem Vorwort von Heinz Magenheimer.
287 Seiten, Hardcover
€ 24,90 / sfr 43,70

Ein Brite und ein Deutscher, beide bekannte Militärhistoriker, betrachten die großen Luftlandeoperationen der Weltgeschichte auf erfrischend undogmatische Weise und kommen so zu bisweilen überraschenden Ergebnissen. Daß in diesem Buch zugleich die britische und die deutsche Sichtweise deutlich wird, macht den Vergleich besonders interessant.



Leopold Stocker Verlag Graz – Stuttgart

Erhältlich in Ihrer Buchhandlung oder gleich direkt im Versand über:
„Bücherquelle“, Hofgasse 5, A-8011 Graz, Tel. +43/316/82 16 36, Fax +43/316/83 56 12
E-Mail: stocker-verlag@stocker-verlag.com, Internet: www.stocker-verlag.com

sei „Milliardär“ gewesen, soll seine Nichte geschwängert und dann erschossen haben. Ein andermal war er wieder homosexuell, wie vor nicht allzu langer Zeit behauptet wurde, und das unter Berufung unter anderem auf Rauschning. Was bleibt, ist „ein leerer Stuhl“, wie Maser das Fazit dieser mehr als lesenswerten Zusammenstellung betitelt. Er wird sicher auch weiterhin vielfältig besetzt werden.

Stefan Scheil

Chronik des Krieges

Keegan, John: *Der Zweite Weltkrieg*. Berlin: Rowohlt 2004. 896 S., geb, 34.90 €

Daß der an der Militärakademie in Sandhurst lehrende John Keegan zu Recht als einer der bedeutendsten Militärhistoriker unserer Tage gilt, beweist sein jetzt in deutscher Fassung vorliegendes Buch über den Zweiten Weltkrieg. Keegan versteht es, klare Linien aus einem unübersichtlichen Geschehen herauszuarbeiten und Unübersichtliches in eine klare Form zu bringen.

Nicht zuletzt überzeugt seine glasklare ressentimentfreie Objektivität. Was einen deutschen Leser, der Historiker im Regelfall als Geschichte schreibende Moraltheologen kennenlernt, schon auf den ersten Seiten verblüfft, ist die Selbstverständlichkeit, mit der Keegan die Frage nach den Anlässen der Weltkriege für irrelevant erklärt und in ihrer Dimension statt in ihrer Ursache die historische Besonderheit sucht. In einem langen Prolog beschreibt er die Weltkriege als Ergebnis der Militarisierung Europas seit dem Ende der napoleonischen Kriege. Keegan, der selbst wegen einer Beinbehinderung nie Soldat war und gerade deshalb das Gefühl hatte, „etwas verpaßt zu haben“, nimmt in seiner Beschreibung den Blickwinkel der Strategen ein und folgt der militärischen Logik der einzelnen Kriegsparteien. Sein Urteil ist dabei immer fair

und abgewogen. Keegan führt den Leser in seiner distanzierenden, aber dennoch packenden Darstellung über alle Kriegsschauplätze, die gleichberechtigt behandelt werden, ohne sklavisch der historischen Chronologie zu folgen. Ihm gelingt damit auf 875 Seiten eine Gesamtdarstellung, die etwa Weinbergs voluminöseren Versuch einer globalen Geschichte des Zweiten Weltkrieges *Eine Welt in Waffen* in den Schatten stellt. Die Gliederung orientiert sich an den entscheidenden strategischen Dilemmata der Staatsführer des Zweiten Weltkrieges. Nach dem überraschenden Sieg über Frankreich und dem Scheitern des Luftkrieges stand Hitler vor der folgenschweren Entscheidung „Großbritannien oder Rußland?“. Keegan folgt hier weitgehend der in Deutschland verpönten „Festlandsdegen-These“, wonach der Angriff auf die Sowjetunion nicht primär ideologische sondern militärstrategische Ursachen hatte. Großbritannien konnte das Reich nicht besiegen, aber durchaus demütigen, während der schwierige Verbündete im Osten immer ehrgeizigere Ambitionen entwickelte. Auch die Japaner standen vor dem Dilemma, entweder in Abhängigkeit einer Weltmacht zu geraten, oder diese anzugreifen. Nach Pearl Harbor und der Kriegserklärung Hitlers an die USA, befand sich Churchill in der paradoxen Situation, einerseits die Amerikaner auf die Konzentration auf Europa festzulegen, andererseits die vorzeitige Bildung der Zweiten Front zu verhindern. Mit der Verpflichtung auf die Operation Overlord und der Rückeroberung Westrußlands war es wiederum an Stalin, sich zwischen dem direkten Vorstoß auf Berlin und einer „Süd-Option“ mit der Stoßrichtung auf Budapest und Wien zu entscheiden, mit sehr unterschiedlichen politischen Implikationen. Roosevelt wird als „bei weitem rätselhafteste Hauptfigur“ des Krieges benannt, eher ein Zauderer als ein Machiavellist. In Jalta gab er sowohl Polen

als auch die Nationalchinesen preis, alles aus der Furcht heraus, allein die militärischen Kosten für die Eroberung der japanischen Hauptinsel tragen zu müssen, was sich durch die Entwicklung der Atombombe schließlich als gegenstandslos erweisen sollte. Am Ende steht somit nach den Opfern des Bombenkrieges, blutiger Besatzung und Vertreibung implizit die Vergeblichkeit des Handelns großer Männer.

Gérard Bökenkamp

Teure Leerstelle

Jochen P. Laufer, Georgij P. Kynin (Hrsg.): *Die UdSSR und die deutsche Frage 1941–1948. Dokumente aus dem Archiv für Außenpolitik der Russischen Föderation*. Bd. 1: 22. Juni 1941 bis 8. Mai 1945. Berlin: Duncker & Humblot 2004. CXVI + 715 S., 88.00 €; Bd. 2: 9. Mai 1945 bis 3. Oktober 1946. Berlin: Duncker & Humblot 2004. CXLVIII + 805 S., 88.00 €; Bd. 3: 6. Oktober 1946 bis 15. Juni 1948. Berlin: Duncker & Humblot 2004. CXVI + 780 S., 88.00 €

In den letzten Jahren ist es mehr denn je eine heiß diskutierte Frage gewesen, welche Ziele die UdSSR während des Zweiten Weltkriegs verfolgt hat. Die Varianten reichen immer noch von der klassischen Apologie des überfallenen Friedenspolitikers im Kreml bis zur Ansicht, Stalin habe die Eroberung Europas angestrebt. Was hierzu an neuen Dokumenten ans Licht kam, sind oft Zufallsfunde gewesen, wie etwa der Plan des sowjetischen Generalstabschefs Schukow für einen beschleunigten Vernichtungsschlag gegen die deutschen Truppen, weil sie im Sommer 1941 den sowjetischen Absichten zuvorzukommen drohten.

An den hier zu besprechenden Bänden ist dagegen nichts zufällig. Das ist offenkundig ihr Problem. An politischer und sonstiger Förderung hat es nicht gefehlt. Bei der Präsen-

tion der dreibändigen Aktene-
dition aus den Papieren des so-
wjetischen Außenministeriums
waren der Botschafter der rus-
sischen Föderation in Deutsch-
land anwesend, der Direktor
der historischen Abteilung
im russischen Außenministe-
rium, ein Staatssekretär im
deutschen Außenministerium
und der Vizepräsident des
Bundesarchivs. Dazu gesellten
sich zahlreiche weitere Träger
hochrangiger wissenschaftli-
cher Titel. Den Druck bezahlte
das deutsche Innenministe-
rium, das Geleitwort schrieb
der Direktor des Münchener
Instituts für Zeitgeschichte,
das Vorwort der Direktor
des Potsdamer Zentrums für
Zeithistorische Forschung.
Versprochen wurden bei dieser
Gelegenheit ein „Meilenstein“
der Erforschung der deutsch-
russischen Geschichte, eine
Revision der Feindbilder des
Kalten Krieges, ein Symbol für
die Offenheit der postkommun-
istischen Beziehungen beider
Länder.

Die Wirklichkeit hinter die-
ser Fassade ist trist. Dem Kon-
zept entsprechend scheint die
„deutsche Frage“ im Juni 1941
quasi vom Himmel gefallen zu
sein. Die Deutschlandpolitik
der UdSSR vor dem deutschen
Angriff wird ausgeblendet und
findet nur gelegentlich in Fuß-
noten statt, wo man nachlesen
kann, daß in der Botschaft
in Berlin bereits seit Sommer
1940 an Plänen für eine So-
wjetisierung Deutschlands
gearbeitet wurde. Zudem
werden nur Entwürfe aus dem
sowjetischen Außenministe-
rium veröffentlicht, das an den
wesentlichen Entscheidungen
der Deutschlandpolitik gar
nicht beteiligt war. Was höhe-
re Ebenen wie die Regierung,
das Politbüro oder Stalin selbst
zu den Dingen meinten, wird
praktisch nicht dokumentiert.
Das hat Gründe.

Trotz der beschworenen
neuen Gemeinsamkeiten er-
hielt die deutsche Seite keinen
Einblick in die russischen Ar-
chive. Der Telegrammwechsel
zwischen dem Moskauer Au-
ßenamt und seinen Vertretern
im Ausland ist bis heute ge-
sperrt. Lediglich der russische

Bearbeiter Kynin konnte die-
sen Bestand für die Vorberei-
tung der Edition nutzen. Find-
hilfsmittel – in allen Archiven
der Welt der einzige Weg, der
Benutzern einen selbständigen
Zugang zu den Quellen ge-
währt – werden im Moskauer
Archiv für Außenpolitik noch
immer nicht herausgegeben.
Den Bearbeitern standen also
nicht einmal die vollständigen
Bestandsverzeichnisse des
Archivs des Außenministe-
riums zur Verfügung. Gedruckt
wurde, was Georgij Kynin,
seit der Breschnew-Ära dort
tätig, genehmigt hat. Allein
dies drückt den wissenschaftli-
chen Wert der Edition be-
reits beträchtlich. Schlimmer
noch: Von alldem ist in der
Edition selbst keine Rede. Die
Folgen lassen sich ausmalen,
wenn die nächste Generation
Geschichtsstudenten ohne
Vorwarnung auf diese Texte
losgelassen werden wird. Eine
objektive Debatte um die sta-
linistische Außenpolitik wird
dadurch nicht gefördert. Man
merkt die Absicht und ist ver-
stimmt.

Stefan Scheil

Kriegsende

Gerd R. Ueberschär, Rolf-Die-
ter Müller: *1945. Das Ende
des Krieges*. Darmstadt: Pri-
mus 2005. 240 S., geb, 19.90 €

Wenn Militärhistoriker zur
Kinderbuchsprache greifen,
etwa wenn sie über den Nero-
Befehl schreiben, Hitler habe
„einen teuflischen Plan gegen
das eigene Volk ausgeheckt“,
wirkt das in einer wissen-
schaftlichen Einführung schon
etwas albern. Auch wenn das
Buch in seiner Konzeption als
Einführung für Laien, Schüler
und Studenten angelegt ist,
sollte trotz Pisa eine sachliche
Sprache auch einer nichtakade-
mischen Leserschaft zumutbar
sein. Die Mitarbeiter des mi-
litärhistorischen Forschungs-
amtes Gerd Ueberschär und
Rolf-Dieter Müller haben
eine überarbeitete Fassung
ihrer 1994 verfaßten Einlei-
tung zum Kriegsende 1945

vorgelegt. Neben dem Dar-
stellungsteil umfaßt das Buch
einen Anhang mit zentralen
Quellen und Dokumenten.
Ein ganzes Kapitel ist dem
Einsatz von Frauen in den
letzten Kriegsmonaten gewid-
met, was auf den ersten Blick
erstaunt. Wir erfahren, daß
Frauen im Dritten Reich be-
sonders privilegiert waren und
von der politischen Führung
ungewöhnlich „schonend“
behandelt wurden. Millionen
von Zwangsarbeitern wurden
nach Deutschland verschleppt,
um Frauen vor der schweren
Arbeit in den Rüstungsbetrie-
ben zu bewahren. Worauf das
Ganze hinauslief, erklären die
honorigen Herren auf der letz-
ten Seite des Kapitels: „Diese
Frauen mußten nun erleben,
daß die Welle der Gewalt, die
im deutschen Namen über die
Nachbarvölker gebracht wor-
den war, zurückflutete“. „Die-
se Frauen“ müssen sich heute
noch von den Autoren den
Vorwurf gefallen lassen, daß
sie später nicht bereit waren,
sich mit der Vergangenheit
auseinanderzusetzen, auf jeden
Fall mit der Vergangenheit
wie sie die Autoren sehen. Als
wenn einmal nicht schlimm
genug wäre, stellen sie heraus,
„daß die Deutschen zweimal
im 20. Jahrhundert die Welt in
Brand gesetzt hatten.“ Nicht
einmal der Versailler Vertrag
hatte „das Wiederaufleben des
deutschen Weltmachtstrebens“
verhindern können. Das zen-
trale Ziel der Alliierten sei also
der Sieg über die „Zählebig-
keit der Kräfte des preußisch-
deutschen Militarismus“ ge-
wesen. Der Bombenkrieg wird
relativ knapp abgehandelt, wo-
hingegen ausführlicher auf den
fanatischen Abwehrkampf der
nationalsozialistischen Füh-
rung eingegangen wird. Flucht
und Vertreibung werden ihrer
Dimension entsprechend ge-
würdigt und eingeräumt, daß
für die Osteuropäer erst der
Zusammenbruch des Kommu-
nismus jene Freiheit gebracht
habe, für die die Alliierten ur-
sprünglich in den Krieg gezo-
gen seien. Trotz Überarbeitung
also nicht viel Neues seit 1995.

Gérard Bökenkamp

Geheimnisvolle Kräfte

Rudolf Graf Czernin: *Das Ende der Tabus. Aufbruch in der Zeitgeschichte*. Graz: Stokker 2001. 288 S., 21.80 €

„Personen oder Dinge, die tabu sind“, schrieb Sigmund Freud unter Bezugnahme auf eine einschlägige Stelle in der *Encyclopaedia Britannica* in seinem einflußreichen Werk *Totem und Tabu* (1913), „können mit elektrisch geladenen Gegenständen verglichen werden; sie sind Sitz einer furchtbaren Kraft, welche sich durch Berührung mitteilt ... Der Erfolg einer Verletzung des Tabu hängt ... von der Stärke des Mana, die sich dieser Kraft bei dem Frevler entgegensetzt“, ab. Das „Mana“ (geheimnisvolle Kraft), das Freud hier anspricht, das ist in unserer „kritisch-aufgeklärten“ Gesellschaft von heute vor allem die Zeit des Nationalsozialismus. Genauer: eine bestimmte Lesart dieser Zeit, bei der die Rolle der Deutschen vor allem darin besteht, „Täter“ zu sein. „Frevler“ ist derjenige, der das tradierte Geschichtsbild über die NS-Zeit in Frage zu stellen wagt.

Rudolf Graf Czernin, der im Juni vergangenen Jahres verstorben ist, kann in diesem Sinne getrost „Frevler“ genannt werden. Czernin war der Auffassung, daß die Öffnung russischer Archive eine neue, junge Historikergeneration, die unvoreingenommen an die Ereignisse der jüngeren Vergangenheit herangeht, sowie die Erinnerungen von Zeitzeugen wie etwa F. O. Mischke, der im Zweiten Weltkrieg im persönlichen Stab von General Charles de Gaulle diente, auf ein Tauwetter im Hinblick auf vielerlei Streitpunkte, die die NS-Zeit betreffen, schließen lasse. Graf Czernins Arbeit liegt nun in der fünften Auflage vor. Auch dieser Umstand könnte ein Anzeichen dafür sein, daß die Beharrungskräfte des „Mana“ langsam nachlassen.

Alexander Griesbach

Abgesang '45

Walter Kempowski: *Das Echolot. Abgesang '45. Ein kollektives Tagebuch*. München: Albrecht Knaus Verlag 2005. 495 S., 49.90 €

Mit *Abgesang '45* liegt nun der letzte Band von Walter Kempowskis kollektivem Tagebuch *Das Echolot* vor, zehn Bände mit 9000 Seiten sind es insgesamt.

Worum geht es? Anfang der 90er Jahre begann Kempowski mit der Sammlung und Sichtung von Zeitzeugenberichten über den zivilen und militärischen Alltag des Dritten Reichs. Dabei konzentrierte sich Kempowski nicht nur auf die Berichte, Briefe, Tagebuchaufzeichnungen des berühmten „Kleinen Mannes“; er wertete ebenso offizielle Wehrmachtsberichte, Propagandatexte, Verordnungen für seine Zwecke aus. Vor zwölf Jahren stellte er dann sein Großprojekt eines kollektiven Tagebuchs vor: *Das Echolot* soll die ganze Erlebnisbandbreite besonderer Tage dokumentieren, im eben erschienenen letzten Band sind es der 20. April 1945 (Hitlers letzter Geburtstag), der 25. April (der Tag des Zusammentreffens von Amerikanern und Russen in Torgau an der Elbe), der 30. April (Hitlers Selbstmord) sowie der 8./9. Mai (die Tage der deutschen Kapitulation).

Der Eindruck, nach der Lektüre der Zusammenstellungen Kempowskis aus den Tagen des Zusammenbruchs tatsächlich wieder aufzutauchen und im Hier und Jetzt weiterzuatmen, gründet auf zwei Verfahrensweisen Kempowskis: Zum einen ertönen die einzelnen Partien des vielstimmigen Chores der Zeitzeugen unhierarchisiert und wie in beliebiger Reihenfolge. Der Tagebucheintrag von Ernst Jünger vom 20. April steht neben dem unbeholfenen Bericht eines Landsers, der sich am selben Tag bereits auf einem Verladebahnhof in Sibirien befindet und vor 1952 nicht zurückkehren wird. Es folgen der Bericht einer Ostarbeiter-

rin, Teile der Geburtstagsansprache von Goebbels und Auszüge aus dem Tagebuch Generalfeldmarschall Keitel.

Die *Neue Zürcher Zeitung* berichtet über die Besetzung Leipzigs, und dann folgen die Notizen von Frau Wigman, die eben diese Besetzung Leipzigs als Bewohnerin erdulden muß: „Die – ausgebombten – Weiber im Souterrain sofften mit Franzosen und U.S.A. Soldaten. – Die ganze Nacht ging das Gejohle, und Gesinge, das ekelhafte Duett von Männer- und Frauenstimmen, die jede Selbstkontrolle verloren hatten. ... O, ich habe Verständnis für das ausgehungerte Geschlecht das – ob Freund oder Feind – aufeinander prallt in seiner Not und Vereinsamung. Aber es gibt noch so etwas wie eine letzte Würde, selbst in der tiefsten Demütigung. Nirgendwo ist mir die Geilheit so nackt, so schamlos begegnet wie in den Vereinigten Staaten.“ Diese und alle anderen Stimmen lehren ganz mühelos, daß die Geschichte nicht über einen Kamm geschert werden kann und daß alles vermeintlich Schwarz-Weiße in Wirklichkeit grau ist und je nach Perspektive, Amt, Lebenslage so oder anders erlebt und weitergegeben wird.

Aus dieser grundsätzlichen Annahme von Gleichwertigkeit und Gleichzeitigkeit der einzelnen Äußerungen leitete Kempowski von vornherein seine zweite Verfahrensweise ab: Die Berichte stehen unkommentiert nebeneinander, überhaupt beschränkt sich die Rolle des Autors auf die Auswahl und die Komposition von Fremdtexen. Das Fehlen jeder moralischen Auslassung hat dem Schriftsteller von vornherein viel Kritik von denen eingebracht, die nachgereicht genau wissen, wer sich richtig und wer sich falsch verhielt. Daß Kempowski seiner Konzeption trotz aller Nachbesserungsvorschläge treu blieb, zeugt von Unabhängigkeit und von großer Achtung vor dem ihm anvertrauten Material.

Götz Kubitschek